Nr. 72 — Jahrgang 18 | Einzelnummer 0,20 Zl. | Sonntag, den 27. März 1932

Volkswille

zugleich **Volksstimme** für Bielitz

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0,12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0,15 Zlp. Anzeigen unter Text 0,60 Zlp. von außerhalb 0,80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Geschäftsstelle der „Volksstimme" Bielsko, Republikanska Nr. 41. — Telefon Nr. 1294

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei in Polen

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 3. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Tardieus Osterbotschaft

Der Völkerbund als Schutzwall für die französische Politik — Kein Nachgeben bei den Reparationen — „Heiligkeit" der Verträge — Hoffnungen auf die Donauföderation

Paris. Im Verlauf der Aussprache im Senat am Freitag über den Haushalt des Außenministeriums sprach Ministerpräsident Tardieu über die Außenpolitik Frankreichs. Tardieu erklärte einleitend, daß die Auffassung, der Völkerbund stehe auf schwachen Füßen, denjenigen zu verdanken sei, die seit 13 Jahren die Rolle des Völkerbundes herabgesetzt hätten. Umso wichtiger sei es daher jetzt, eine internationale Macht sicherzustellen und den französischen Vorschlag, den er auf der Abrüstungskonferenz eingebracht habe, anzunehmen.

Tardieu ging dann auf die Reparationspolitik der französischen Regierung über und erklärte, daß der jetzige Haushalt unter anderem 1173 Millionen Franken als Einnahmeposten aufweisen müsse, der die Reparationen darstelle, die Deutschland im Juli zu leisten habe. Wenn man diese Eintragung nicht gemacht hätte, so würde das einen Verzicht Frankreichs auf die deutschen Reparationen bedeutet haben. Tardieu fuhr dann fort: „Niemand hätte uns das verziehen. Möge der Himmel geben, daß die 1173 Millionen Franken sich eines Tages in unserer Kasse befinden. In der Reparationsfrage ist Frankreich bereit, die freiwillig unterzeichneten Verträge den Verhältnissen anzupassen. Es verweigert aber eine Mißachtung der Unterschrift. Das bedeutet, daß wir im kommenden Juni zur Lausanner Konferenz gehen, nachdem wir unseren Standpunkt dem der anderen Mächte, mit denen wir uns treffen werden, genähert haben. Wir werden aber entschlossen an unserer Auffassung festhalten, weil dies unser Recht ist und weil wir die Sicherheit von morgen auf die Unterschriften der Abkommen aufbauen wollen, die gestern getroffen worden sind und die wir deshalb nicht zerstören können.

Tardieu erklärte dann, daß die Verhandlungen über die Schaffung der Donauföderation einen befriedigenden Verlauf nähmen. Mit England habe Frankreich die Gewohnheit angenommen, auf freundschaftliche Weise zu verhandeln. Es sei notwendig, zwischen Frankreich und Italien die letzten noch bestehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Was die innerpolitische Lage Frankreichs angehe, so seien die Schwierigkeiten nicht so groß, daß sie nicht überwunden werden könnten. In der Außenpolitik sei es die Aufgabe eines demokratischen Staates, niemals zu lügen und immer mit offenen Karten zu spielen.

Eine Viermächtekonferenz?

Um die Zusammenkunft Tardieu-Macdonald.

Paris. Obgleich eine amtliche Bestätigung für die aus englischer Quelle stammende Meldung von einer bevorstehenden Zusammenkunft zwischen Tardieu und Macdonald noch nicht vorliegt, scheint es, als ob die Begegnung grundsätzlich bereits fest beschlossen ist. Der gewöhnlich gut unterrichtete „Temps" erklärt in diesem Zusammenhang, daß an der Unterredung, deren Zeitpunkt noch nicht feststehe, auch der englische Schatzkanzler teilnehmen werde. Man werde sich in erster Linie über den Donauplan und über die bevorstehende Lausanner Konferenz unterhalten. Außerdem sei beabsichtigt, eine Viererkonferenz zwischen Frankreich, England, Deutschland und Italien vorzubereiten, damit nach der Einigung der Donaustaaten keinerlei Verzögerungen mehr eintreten.

Internationale Stützungsanleihen

Erst für Oesterreich und Griechenland vorgeschlagen — Später auch für andere Donauländer

Paris. Der Finanzausschuß des Völkerbundes, der am Donnerstag seine Arbeiten beendet hat, schlägt in einem Bericht den Regierungen eine gemeinsame Unterstützungsanleihe vor, die zunächst jetzt Oesterreich und Griechenland zugedacht ist, später aber auch auf andere Donaustaaten ausgedehnt werden soll, um ihnen die Ueberwindung der augenblicklichen Krise zu ermöglichen.

Die „Agence Economique et Financiere" glaubt, daß der Europaausschuß des Völkerbundes, der sich mit dem Tardieuschen Plan des Donauverbandes zu beschäftigen hat, bereits am 7. oder 8. April in Genf zusammentreten wird, so daß der Völkerbund, der sich am 11. April versammelt, sich mit einem bereits durchgearbeiteten Plan beschäftigen kann und in der Lage ist, zu den Vorschlägen Stellung zu nehmen, die der Finanzausschuß in seinem Bericht niedergelegt hat. Die in diesem Bericht vorgeschlagenen Anleihen sollen nicht nur von den Regierungen der interessierten Länder, sondern auch noch von anderen Regierungen garantiert werden.

Will Japan Kanton besetzen?

Moskau. Die Telegraphen-Agentur der Sowjetunion teilt mit, daß die japanische Admiralität beschlossen habe, in den nächsten Tagen Kanton zu besetzen. Japanische Marinestreitkräfte hätten Befehl erhalten, sich von Kanton zu sammeln, um später eine Landung vorzunehmen. In Kanton sei von den chinesischen Behörden der kleine Belagerungszustand verhängt worden. Außerdem würden Befestigungen errichtet.

*

Kanton. Bei der Vorführung eines Films, der den Einmarsch der japanischen Truppen in Tschapei zeigt, entstand in einem Lichtspielhaus in Kanton ein großer Tumult. Chinesen stürmten die Bühne und zerschnitten die Leinwand. Drei Japaner wurden verletzt. Der Direktor des Hauses wurde aus einem Fenster des zweiten Stockwerks auf die Straße geworfen, wo er tot liegen blieb. Zwei chinesische Angestellte wurden gleichfalls getötet. Zur Wiederherstellung der Ruhe mußte Militär herangezogen werden.

Die Fa. Kreuger und Toll nicht zu halten

Stockholm. Die Sachverständigen, die von dem Vorstand der Aktiengesellschaft Kreuger und Toll eingesetzt worden sind, um die Lage des großen schwedischen Finanzunternehmens zu untersuchen, gaben am Freitag abend ein Gutachten ab, in dem es heißt, daß allein schon der Umfang der Unternehmungen eine endgültige Uebersicht über die Aktiven und Passiven erst nach zeitraubenden Vorarbeiten ermögliche. Die bisherige vorläufige Uebersicht scheine jedoch zu zeigen, daß die Gesellschaft nicht zu halten sei und daß die Aktiven bei einer Abwicklung ohne Konkurs bei den unter den jetzigen Verhältnissen zu erzielenden Gegenwerten nicht mit Sicherheit zur Deckung sämtlicher Verbindlichkeiten ausreichen.



Rücktritt des schweizer Gesandten in Berlin?

Der schweizerische Gesandte in Berlin, Dr. Hermann Ruefenacht, soll sich mit Rücktrittsabsichten tragen. Dr. Ruefenacht vertritt die Schweiz seit beinahe zehn Jahren in der Reichshauptstadt.

Politische Ostern

Selbst die Natur scheint sich in diesem Jahre der herrschenden Krise angepaßt zu haben, denn von einer Auferstehung ist nichts zu merken, und der Frühling ist gerade nur in der vorgerückten Kalenderzeit zu merken. Die Christenheit hat es gerade nicht bequem, ihren Schäflein zu beweisen, daß der Erlöser sie nun aus der Not und Elend befreit, denn die Vertreter des Materialismus stellen eine noch schlimmere Prognose für die Zukunft und weisen an den wirtschaftlichen und politischen Zuständen nach, daß auf ziemlich lange Zeit noch wenig Aussicht besteht, eine Wendung zum Besseren herbeizuführen. Während man mit salbungsvollen Worten von Frieden spricht und von einer Auferstehung des Geistes, der die Zeiten alter Barbarei überholen soll, merken wir gerade auf Schritt und Tritt, daß diese Barbarei immer weitere Fortschritte macht, und daß hier wenig mit salbungsvollen Worten zu erreichen ist. Eine Welt ist nicht im Auferstehen begriffen, sondern dem Untergang geweiht, und die Vertreter der göttlichen Weltordnung müssen zusehen, wie alle ihre Versprechungen auf Sand gebaut sind, daß ihre jahrtausende hindurch gehaltenen Verkündigungen in ein Nichts zerrinnen und etwas, heute noch kaum Faßbarem, Platz machen müssen. Sie trösten sich aber damit, daß es eine Strafe für die Verderbtheit der Menschen ist, daß eine übermächtige Gestalt ihren Zorn dieser Welt fühlen läßt und merkt dabei nicht, wie sie sich mit dieser Prophetie selbst verhöhnt. Denn kommt alles von der Allgüte und Weisheit eines übernatürlichen Wesens, so ist dieses gerade das Ungerechte, weil es die schon immer mit Armut und Hunger Gestraften auch jetzt wieder leiden läßt, während gerade die im Reichtum Schwelgenden, auch heute noch ein gutes Dasein haben. Gerade die besitzenden Klassen machen sich um ihre Zukunft nach dem Tode die allergrößte Sorge, sie ziehen es schon vor, hier auf Erden ein gutes Leben führen zu dürfen.

Mit der Auferstehung wollte das Christentum ein Geschehnis symbolisieren, daß nichts verloren ist, sondern seinen Zweck erfüllt. Aber es ist nichts anderes, als eine Anpassung an Vorgänge in der Natur und die heidnischen Völker haben diese Feste des Frühlings schon Tausende Jahre vor Christi Geburt gefeiert, die Religionen haben diese damals heidnische Tradition übernommen und geht es heut bei der Auferstehung wenigstens einem Teil der Menschheit gut, so preist man die Güte einer Weltanschauung und geht es schlecht, so muß man sich trotz aller Gebete damit abfinden, weil mans nicht besser machen kann. Dieser letzteren Tendenz paßt sich auch die Politik an. Wir sehen ringsherum ein Chaos in Wirtschaft und Politik und obgleich wir uns das Jahrhundert des Fortschritts und der Kultur nennen, obgleich man Wissenschaft und Technik fast auf die Höhen des nur Erreichbaren geführt hat, ist es nicht gelungen, den Menschen Glück und Frieden zu bringen. Hat die Massen ausgebeutet und sie heut der Not, dem Hunger, dem Verderben preisgegeben, aber man hat noch die Stirn von einer göttlichen Weltordnung zu sprechen, führt das Wort im Munde, daß der Friede das ersehnte Ziel sei, aber ringsum nichts als Rüstungen und Krieg, nichts als Haß und neue Vorbereitungen zur Vernichtung der Menschheit, just im gleichen Augenblick, wo man schöne Worte von der Mission christlicher Nächstenliebe predigt. Gewiß, für eine geringe Oberschicht innerhalb der Menschheit gibt es ein lebenswertes Dasein, sie merken auch jetzt noch nichts, daß diese Welt einer Katastrophe zueilt, die keine Gebete und Papstenzykliken aufhalten werden. Die Kirche hat zulange und steht auch heute noch im Dienst der Politik und während man von Vaterland und Patriotismus überschwelgt, saugen internationale Finanzmagnaten die Völker aus, auf ihr Geheiß wird der Haß unter den Nationen großgezogen.

Auferstehung des Geistes? Man sollte lieber von der Auferstehung des Hasses reden und wenigstens nicht die Menschheit betrügen. Wo ist Sehnsucht nach Frieden, wo ist in dieser göttlichen Weltordnung irgendeine Aussicht, daß es der Menschheit in absehbarer Zeit besser gehen wird? Wohin wir immer blicken bereiten sich neue Konflikte vor, der Nationalismus gebärdet sich in allen Ländern als Erlösung von Knechtschaft und Unterdrückung und nutzt gerade die Not der breiten Massen für seinen fanatischen Haß gegen andere aus. Betrachten wir einmal mit wenigen Blicken, was politisch vorgeht. Da hat Polen an Danzig Forderungen gestellt, die wenig vereinbar sind mit den Grundsätzen des Christentums, daß durch Frieden und Eintracht die

Menschheit glücklich gemacht werden kann. Die guten Freunde in Paris geben eine Anleihe an Polen, aber stellen Forderungen an denen das polnische Volk in seiner Gesamtheit Jahrzehnte durch Zinszahlungen belastet wird, während eine kleine Finanzgruppe in Frankreich daraus sehr schöne Gewinne zieht. Wir haben eine Regierungsänderung erhalten, die sich ausschließlich mit wirtschaftlichen Fragen beschäftigen soll, aber niemand wird behaupten wollen, daß sich unter diesem politischen Kurs in Polen etwas bessern wird. Und wie in Polen, sieht es auch in der ganzen übrigen Welt aus.

Da haben wir eine Abrüstungskonferenz, deren Arbeiten nicht vom Fleck kommen, weil man zwar den Deutschen die völlige Abrüstung aufgezwungen hat, selbst aber erst politische Sicherheiten schaffen will, um einen Rüstungsstillstand einzuführen. Auf Kosten einer dauernden Wirtschaftsisolierung Deutschlands soll eine sogenannte Donauföderation geschaffen werden und Paris bemüht sich um das Einverständnis Londons, wobei man durch Flottenkonzessionen auch Italien in diesen Plan der Ausbeutung mit französischem Kapital einbeziehen will. England kündigt scharfe Maßnahmen gegen Irland an und im Memelland werden Deutsche vergewaltigt, obgleich sie unter den Schutz von vier Mächten gestellt worden sind. In Rumänien und Ungarn demonstrieren und rebellieren Studenten, deren Zukunft man durch besondere Gesetze einfach vernichten will. Finanzkönige begehen Selbstmord und das Schlachten von Menschen in China dauert seit Monaten, ohne daß die besten Christen etwas dagegen einwenden können, das ist die göttliche Weltordnung, die die heutigen Staatsmänner als Vertreter aller Christenheit auch für die Zukunft erhalten wollen. Wo ist da die Allgüte und Weisheit einer übernatürlichen Gestalt, die alle Dinge weise zum Wohle der Menschheit leitet, die Guten belohnt und die Bösen straft. O ja, man kann sich solchen Träumen hingeben, konnte es wo die Menschheit noch von der Selbsterzeugung lebte, in der Natur ihren Unterhalt fand. Mit der Ausbreitung der Christenheit und in ihrem Gefolge der Industrialisierung und des Kapitalismus, sind alle die schönen Worte von der Auferstehung und Erlösung der Menschheit zu einer einzigen Phrase geworden, die niemandem etwas einbringt, denn nach dem Tode etwas verspricht, was noch durch keinerlei wissenschaftliche Forschung Bestätigung fand.

Abseits von all diesen schönen religiösen Träumen, stehen wir Sozialisten und untersuchen Werden und Vergehen aller Erscheinungen und finden, daß sich gerade die Kirche in den Dienst der Ausbeuter gestellt hat, daß auch sie, geschichtlich mit Feuer und Schwert geworden, nicht Erlösung, sondern Macht anstrebt, dienstbar ist denen, die ihr, sei es in der Ausbreitung, sei es in finanzieller Unterstützung, gefällig sind. Aus der Religion wird, in der Gesamtheit der Dinge, Politik, und eines hat der Kampf um die Freiheit der Menschheit gebracht, daß sie sehend wurde und nun aus all den Vorgängen der Jahrhunderte in der politischen Geschichte, gelernt hat, daß sie um ein besseres Dasein kämpfen muß. Wir Sozialisten predigen nicht Märchen und unerwiesene Mythen, sondern sagen, daß Politik und Wirtschaft den Menschen bestimmen und daß es darum geht, daß die Ausgebeuteten Anteil an den, von ihnen erzeugten und geschaffenen, Gütern haben. Bisher wurden sie regiert, sie sollen mitregieren, bisher wurden sie ausgebeutet von Einzelnen, die sich zur Ausbeutung der Gesamtheit organisierten, und sie sollen sich organisieren, damit sie Anteil haben, an all den Gütern, die nicht für Einzelne, sondern wieder für die Gesamtheit bestimmt werden sollen. Wir predigen nicht Klassenkampf gegen andere, denn diesen Klassenkampf haben die heutigen Machthaber geschaffen, und wir wollen ihn durch gleiche Verteilung alles dessen, was ist, an Alle durch eine klassenlose Gesellschaft beseitigen. Und da glauben wir an die Auferstehung des Geistes, der die Menschheit aus überliefertem Irrtum befreit.

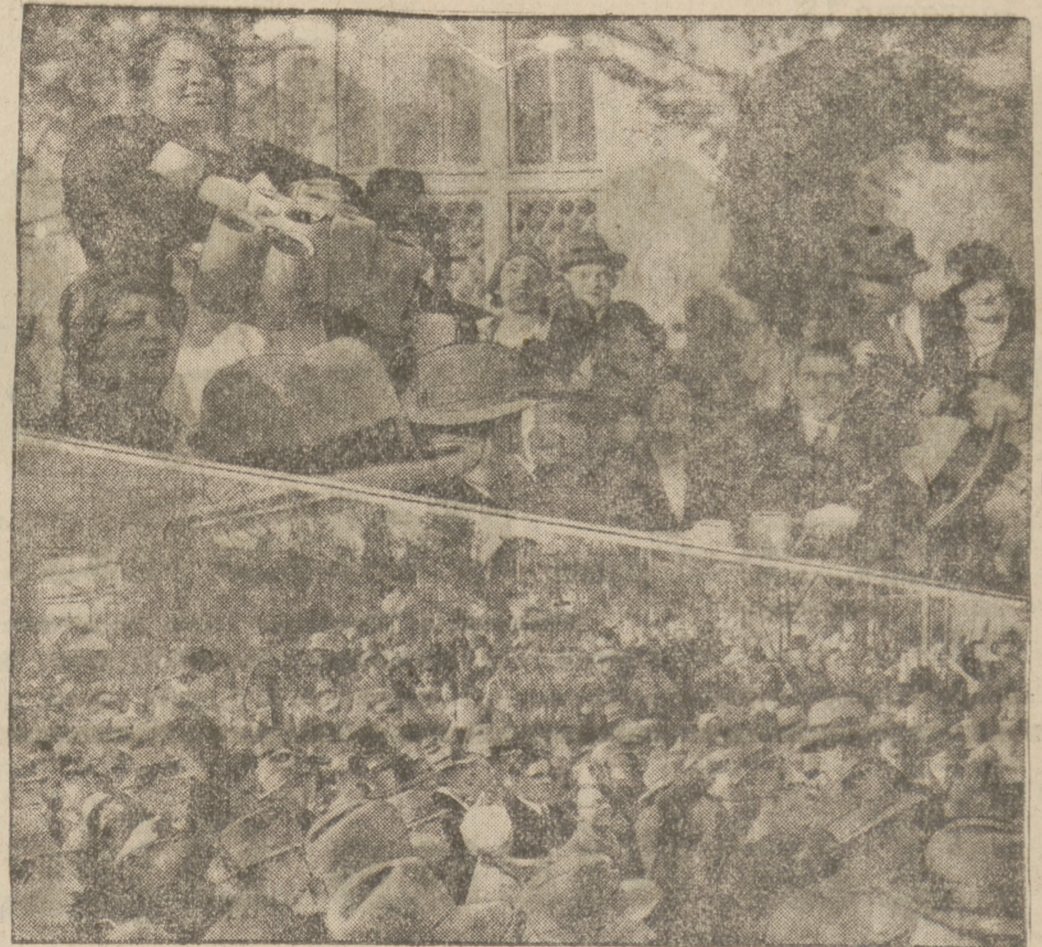
Auferstehung wird es geben, aber nicht in dieser christlich-kapitalistischen Welt, sondern in jener Welt, in welcher die Gesamtheit über ihr Schicksal bestimmen wird. Dieses Zeitalter ist die Umwandlung der heutigen privatkapitalistischen Weltordnung in die sozialistische Gesellschaft und Wirtschaftsform, dann ist Auferstehung der Arbeiterklasse. Das Christentum hat 1932 Jahre gebraucht, nach der angeblichen Geburt Christi, um die heutige Macht zu erringen, die moderne Arbeiterbewegung ist etwas mehr, als 60 Jahre alt, aber ihre Errungenschaften zeigen, daß es einen Aufstieg gibt. Und darum müssen wir vorwärts schreiten, daß diese Welt unser wird, dann ist Auferstehung, wenn die Menschheit glücklich wird. In dieser christlichen Weltordnung wird sie's gewiß nicht, erst das sozialistische Zeitalter kann jene Verheißung bringen, nach deren Idealen das Christentum in seinen Anfängen strebte, sie aber nie zu verwirklichen trachtet, denn wer Knecht ist, soll Knecht bleiben! Und wir wollen Menschen unter Menschen sein, das ist das Ziel des Sozialismus!

—ll.



Verkehrsregelung in Indien

Am Kaibar-Paß an der Grenze zwischen Indien und Afghanistan befindet sich dieser originelle Verkehrsregeler, der einfach und klar befiehlt: Kamele links, Autos rechts!



Salvator-Anstich, ein Frühlingsfest der Münchner

Alljährlich bildet der erste Ausschank des kräftigen Salvator-Biers in München ein wahres Volksfest, zu dem Tausende auf den berühmten Nockerberg hinauspilgern und dem würzigen Trank in den ersten warmen Strahlen der Frühlingssonne zuzusprechen.

Reichsparteitag der S. A. P.

Ein Kampf auf verlorenem Posten — Gegen Sozialdemokratie und Kommunisten

Berlin. Die Sozialistische Arbeiterpartei hält vom 25. bis 28. März ihren ersten Reichsparteitag in Berlin ab. Die Partei hat es in den sechs Monaten ihres Bestehens auf 57 000 Mitglieder gebracht.

Eröffnet wurde der Parteitag am Freitag durch den Reichstagsabgeordneten Dr. Rosenfeld, der in seiner Ansprache der Sozialdemokratie vorwarf, daß sie den Klassenkampf aufgegeben habe und für die Machterhaltung eines legalen Faschismus kämpfe. Die Schuld der Kommunisten bestehe darin,

daß sie nicht begriffen hätten, daß die Befreiung der Arbeiterklasse nur das Werk der Arbeiterkalsse selbst sein könne.

Zu Vorsitzenden des Reichsparteitages wurden einstimmig Max Seydewitz, Dr. Rosenfeld u. Hauschild-Berlin gewählt.

Reichstagsabgeordneter Max Seydewitz erklärte, daß die Brücken zur Sozialdemokratie abgebrochen seien und

daß es keinen Weg zu ihr zurückgebe.

Die Arbeiterklasse stehe eindeutig vor der Frage: **Kapitalistischer oder proletarischer Ausweg aus der Krise.** Die Aufgabe der S. A. P. liege in der Bildung der proletarischen Klassenfront.

Es gelte, die reformistischen sozialdemokratischen Arbeiter zu Revolutionären zu machen,

ohne sich in eine einseitige Frontstellung gegenüber den Kommunisten zu begeben.

Ueber die Stellung zu den Gewerkschaften

berichtete Walcher-Berlin. Trotz aller kritischen Einstellung zu ihrer gegenrevolutionären Tätigkeit bezeichnete er die Gewerkschaften

als Schutz- und Trutzorganisationen des Proletariats.

Den Gewerkschaftsmitgliedern müsse klar gemacht werden, daß sie mit anderen Methoden zum Ziele kommen müßten, als mit der Strategie vollendeter Ohnmacht der Gewerkschaftsbürokratie.

Am Ende der Nachmittagssitzung der Sozialistischen Arbeiterpartei wurde nach dem Referat von Walcher über die Gewerkschaftsfrage einstimmig eine Entschließung angenommen, durch die der Parteitag der S. A. P. gegen das erneute Verbot der „Roten Fahne" und dessen Begründung protestiert. Der Parteitag erblicke in der Tatsache und ihrer Begrüundung einen weiteren Schritt auf dem Wege der Entwicklung zum Faschismus mit dem Ziele der Unterdrückung aller **Freiheitsrechte und Agitationsrechte des deutschen Proletariats.** Aus dem Gedanken der proletarischen Solidarität und aus dem gemeinsamen Klasseninteresse erfolge daher vor aller Oeffentlichkeit dieser Protest.

Die Nachmittagssitzung war ausgefüllt mit der Aussprache über die Referate des Parteivorsitzenden Seydewitz und von Walcher. An dieser Aussprache beteiligten sich u. a. die Reichstagsabgeordneten Dr. Siemsen und Ziegler-Breslau.

Französisch-polnische Zusammenarbeit auf kolonialwirtschaftlichem Gebiet

Paris. Vom französischen Kolonalinstitut wurde eine Abordnung der polnischen Vereinigung für Schiffahrt und Kolonien empfangen. Der stellvertretende Vorsitzende des französischen Kolonialinstituts, der ehemalige Ministerialdirektor Serruys, erklärte bei dem Empfang, daß Polen sich an der Auswertung der französischen Kolonien beteiligen könne, aber, um diese Beteiligung erfolgreich zu gestalten, sei es Vorbedingung, daß der Hafen von Gdingen zu einem Depot für Kolonialerzeugnisse ausgebaut werde, die nicht nur in Polen, sondern in den Nachbarländern, in Mittel- und Nordeuropa verkauft werden müßten. Wie die Agentur Havas berichtet, wurde ein französisch-polnisches Programm für Zusammenarbeit auf diesem Gebiet umrissen.

Amerika bleibt trocken

Washington. Das Repräsentantenhaus hat wie aus steuerlichen Gründen eingebrachte Vorlagen, die den Ausschank eines 2¾ prozentigen Bieres erlauben wollte, am Freitag abgelehnt.

Litauen lenkt ein

Die Mitglieder der memelländischen Arbeiterpartei aus der Haft entlassen.

Kowno. Die am Donnerstag auf Verfügung des Kriegskommandanten des Memelgebietes verhafteten acht Angehörigen der memelländischen Arbeiterpartei sind am Karfreitag aus der Haft entlassen worden. Ihnen wurde zur Last gelegt, kommunistische Flugblätter aus Deutschland eingeschmuggelt zu haben.

Die Karfreitagsprozession in Sevilla

Madrid. In Sevilla versuchten Kommunisten die Karfreitagsprozession zu stören. Kleinere Gruppen von Syndikalisten brachten, als die Prozession vorüberzog Hochrufe auf den Kommunismus aus und warfen Steine und Feuerwerkskörper auf die heiligen Statuen. Der Prozessionsteilnehmer bemächtigte sich eine große Erregung. Sie versuchten, die Syndikalisten niederzuschlagen, was jedoch die sofort eingreifende Polizei verhinderte. Bei der Verfolgung eines Syndikalisten schoß dieser auf die Polizei, die das Feuer erwiderte. Der Syndikalist wurde festgenommen.

Gefahrloser Flugzeugabsturz?

In den Abgrund gestürzt und unverletzt geblieben.

Paris. Der französische Ingenieur und Kriegsflieger Sauvent stürzte sich mit einem von ihm konstruierten Flugzeugrumpf in den französischen Alpen in einen 200 Meter tiefen Abgrund. Sauvent blieb unverletzt. Der Flugzeugrumpf ist von doppelten Wänden umkleidet, zwischen denen Oelfässer zum Abfangen des Aufschlagdruckes angebracht sind. Bei dem Absturz wurde nur die Außenwand des Rumpfs vollkommen zertrümmert. Sauvent hatte schon mehrmals um die Erlaubnis beim Luftfahrtministerium nachgesucht, sich, um die Brauchbarkeit seiner Erfindung zu beweisen, mit einem Flugzeug aus der Luft herabstürzen zu dürfen. Sein Gesuch war bisher immer abschlägig beschieden worden.



Der höchste Dachgarten Berlins

Am Potsdamer Platz in Berlin entsteht das größte Hochhaus der Reichshauptstadt, das Kolumbus-Haus. Auf dem Dach des neuen Wolkenkratzers wird ein Dachgarten errichtet werden, von dem aus man einen weiten Rundblick über die Dächer Berlins haben wird.

Polnisch-Schlesien



Osterbotschaft

Osterbotschaft! Auferstehen!
Hoffnung, die die Welt umspannt,
Zieht im ersten Frühlingswehen
Durch das qualgeprüfte Land.

Deckte auch die braunen Schollen
Weiß des Winter Leichentuch,
Spürst du jetzt den kräftevollen
Duft im herben Erdgeruch.

Spürst des Lebens Urgewalten,
Das die Sternenwelt bewegt,
Das im ewigen Gestalten
Sich im kleinsten Hälmchen regt.

Das den Tod hat überwunden
Und das Marterkreuz zerbricht;
Leben, das nicht zeitgebunden,
Flammt auch in dein Angesicht.

Sieh, es fällt von dir ein böser
Sterbetraum wie Schatten ab.
Mensch, du selbst bist dein Erlöser!
Schreite aus dem Duldergrab.

Otto Meier.

Osterfeiertage der schlesischen Arbeiterschaft

7 Gruben sollen geschlossen werden — Lohnabbau in der Eisenindustrie — 120000 Arbeitslose
Wann werden wir sozialistische Ostern feiern?

Solche Osterfeiertage, wie die diesjährigen, hat die heutige Generation noch nicht „gefeiert“. Wir haben die Kriegszeit hinter uns, in der wir alle große Entbehrungen erleiden mußten. Doch waren die Lebensmittel auf alle gleich verteilt und hat der Arme ein schlechtes Brot gegessen, so wußte er wenigstens, daß die anderen auch kein besseres Brot haben. Geteiltes Leid ist halbes Leid — sagt das Sprichwort und das trifft auch hier zu. Gewiß ist es gegenwärtig überall schlecht, aber darunter leiden nicht alle. Im Gegenteil, es gibt eine privilegierte Kaste in unserer engeren Heimat, die das Volk bestiehlt und das Geld ins Ausland verschleppt. Alle reden über die fabelhaften Gehälter der Direktoren, die Staatsmänner nicht ausgenommen. Die gesamte Presse, wenn wir von den Organen der Schwerindustrie absehen, schreibt ununterbrochen dagegen, aber es hat sich noch keine Macht gezeigt, die hier einschreiten und dem Raubzug ein Ende setzen würde. Die Einen leben in Saus und Braus und die Andern haben nichts zu essen. Das ist es gerade was die Erbitterung steigert.

Ein Direktor, der monatlich 50 000 Zloty bezieht, verlangt von den Arbeitern, die monatlich 120 Zloty verdienen, sie sollen auf 25 Prozent ihres Lohnes verzichten!

Das ist etwas unfaßbares, ja unmoralisches. Wenn man noch hinzufügt, daß Sozialbehörden dem Direktor und nicht den Arbeitern Recht geben, so kann man sich vorstellen, wie das auf die Arbeitermassen wirken muß. Doch lassen wir das, denn wir haben schon das tausendmal hervorgehoben, ohne daß diese Wahrheit sich durchsetzen konnte. Wir wollen heute über die Osterfeiertage der Arbeiterschaft reden und das ist zweifellos ein interessantes Kapitel.

Die Hälfte aller Industriearbeiter stehen auf der Straße, sind mithin existenzlos.

Irgendwelche Aussicht besteht nicht, um diese Arbeiter dem Produktionsprozeß anzureihen. Sie werden lange Zeit auf Arbeit und Verdienstmöglichkeit warten müssen. Viele von ihnen werden zu Grunde gehen, denn die Unterstützungsgelder fließen immer spärlicher ein. Der Staat beklagt sich, daß seine Einnahmen zusammenschmelzen, daß er den Arbeitslosen nicht mehr in demselben Maße helfen kann, wie bis jetzt. Die Unterstützungsgelder werden immer knapper und die Zahl der Arbeitslosen wird immer größer. Bald ist der 1. April da und im April werden neue große Betriebe stillgelegt. Die Arbeiter in der Baildonhütte wurden gekündigt. Die Arbeiter in der Blüchergrube wurden gekündigt. Die Belegschaften der Gräfin-Lauragrube und der Florentinengrube sind gekündigt worden. Auch auf der Charlottengrube, auf Mathilde-Ost ist die Belegschaft gekündigt worden. In unzähligen anderen großen Industriebetrieben wurden die Belegschaften zum Teil gekündigt.

Der Monat April wird mithin die Zahl der Arbeitslosen mindestens um 15 000 steigern.

120 000 Arbeiter liegen schon auf der Straße und 15 000 Arbeiter werden noch hinzukommen. Auf der anderen Seite werden die Unterstützungsgelder beschnitten und das Wenige muß für die große Masse der Arbeitslosen ausreichen. Man kann sich vorstellen, wie da den Arbeitslosen an den Osterfeiertagen zu Mute sein wird. An den Osterschinken denkt wohl keiner von ihnen, aber das wäre ein kleineres Uebel. Man wird den Osterflaps für die Arbeitslosen besser zubereiten, das stimmt. Die großen Gemeinden haben noch eine Sonderhilfe für die Arbeitslosen ausgezahlt und man hört, daß in einigen Gemeinden die Privathilfe den hungrigen Arbeitern auch unter die Arme greifen will. Das ist alles ganz gut und schön,

aber der Mensch muß jeden Tag essen

und zwar dreimal am Tage. Was wird am zweiten Feiertage werden. Was wird nach den Feiertagen werden, wenn die Armee der Arbeitslosen um 15 000 steigen wird? Das ist eine Frage, die offen bleibt, die niemand beantworten kann und diese Frage lastet wie ein Alp auf der Arbeiterklasse in dem Industriegebiet. Heute ist kein einziger Arbeiter sicher. Niemand weiß wie lange er noch im Betrieb verbleiben, ob die Grube oder die Hütte, in welcher er arbeitet, im nächsten Monat noch in Betrieb bleiben wird. Die Lage ist im Allgemeinen derart unsicher, daß man auf alles gefaßt sein muß. Nebstdem werden die Löhne immer von neuem abgebaut. Aus den einzelnen Gruben wird gemeldet, daß trotz des Lohnabbaues um 8 Prozent, das Gedinge so berechnet wird, daß der Arbeiter nicht einen 8prozentigen Lohnabbau zu verzeichnen hat, sondern viel mehr, in manchen Fällen sogar über 20 Prozent. Das ist so im allgemeinen die Lage, in der sich unsere Arbeiterschaft befindet und in der sie die „frohen Osterfeiertage“ zubringen wird.

Der Kapitalismus geht in Verwesung über. Er hat schon derart abgewirtschaftet, daß er langsam krepiert, ja schon halb krepiert ist und will sich durch Arbeiterabbau, Lohnabbau und dergl. retten und das elende Dasein noch verlängern. Wenn wir gut gerüstet wären, so wäre die Lage der Arbeiterschaft nicht so schwer, so aber schiebt man die „Begräbniskosten“ der „göttlichen Wirtschaftsordnung“ der Arbeiterklasse zu. Wir wissen nicht, ob diese „göttliche“ Wirtschaftsordnung“ noch ein zweites Ostern überleben wird. Möglich ist schon, aber es ist auch sicher, daß den halb toten Leichnam nichts mehr retten kann. Schäbige Osterfeiertage werden unsere Arbeiter verleben und wir wünschen ihnen, daß diese Osterfeiertage, die letzten im Zeichen der kapitalistischen Wirtschaftskrise sein werden, daß nämlich die künftigen Osterfeiertage, nicht mehr in der von „Gott gewollten“, sondern von den

Sozialisten eingesetzten Wirtschaftsordnung gefeiert werden.

Das ist unser Osterwunsch an die schlesischen Arbeiter. Möge er bald in Erfüllung gehen!

Unsere Ostergrüße

Zum Fest der „Auferstehung“ wünschen wir vor allem unseren Lesern und Freunden das allerbeste. Dasselbe wünschen wir allen Parteigenossen, den Gewerkschaftsmitgliedern der freien Arbeitergewerkschaften, der Arbeiterjugend, die an der sozialistischen Idee festhält und den Kultur- und Sportfreunden, die selbst beim Fußballspielen der sozialistischen Idee treu bleiben. Wir wissen nur allzugut, daß unsere Wünsche und Grüße mit traurigem Lächeln und Achselzucken in vielen Arbeiterfamilien aufgenommen werden. Wir wissen nur zu gut, daß am Feste der „Auferstehung“ Tausend von Menschen in unserer engeren Heimat keinen ordentlichen Bissen Brot haben werden, wir wissen ferner, daß arme Proletarier sich am Tage der „Auferstehung“ hungrig ins Bett legen werden, und daß allen diesen ein Laib Brot viel lieber wäre, als Tausend unserer Wünsche. Und dennoch wünschen wir ihnen fröhliche Ostern, gerade deshalb, weil das das Fest der „Auferstehung“ ist oder sein soll.

Nach der Lehre der kath. Kirche ist an diesem Tage die Idee der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Menschenliebe, auferstanden. Die Welt der Ungerechtigkeit, der brutalen Gewalt, der Knechtung und Vergewaltigung, der Entrechtung und Ausbeutung wurde „besiegt“. Aber im Namen dieser „Auferstehung“ und Freiheit wurde eine Macht aufgerichtet, die nicht minder herrschsüchtig und brutal ist, als die alte, die durch die „Auferstehung“ besiegt wurde. Schlimmer wie heut, war die Macht auch vor 1932 Jahren nicht gewesen. Diese Macht ist da, ist gerüstet, kampfbereit und zu jeder Tat entschlossen. Sie nimmt auf niemanden und auf nichts Rücksicht und wird solange bestehen, bis wir nicht etwas anderes an ihre Stelle setzen.

Die Armen beklagen sich gegen diese Macht, aber sie beklagen sich mit Unrecht. Diese Macht wurde durch die große Masse des Volkes aufgerichtet und wird gerade durch die Armen gestützt und beschützt. Die Arbeiter beklagen sich z. B. gegen die Polizei, daß sie bei Streik oder bei Arbeiterdemonstrationen, rigoros vorgehe. Sie beklagen sich mit Unrecht, denn die Polizei handelt in ihrem Sinne. So wie es die große Masse des Volkes haben will, so ist es, und kleine Minderheiten können die bestehende Ordnung nicht abändern, weil sie dazu die Macht nicht haben. Gewiß geht es uns schlecht, so schlecht, wie noch nie, aber wenn es wieder einmal zur Abstimmung kommt, so stimmen wir jedesmal für diese Macht. Wir haben in den letzten Jahren so oft abgestimmt und haben den Beweis jedesmal erbracht, daß wir diese heutige Ordnung haben wollen, weil wir ihr durch unsere Stimmenabgabe das Vertrauen ausdrückten. Deshalb können wir uns schlecht gegen die Polizei beklagen, daß sie diese Ordnung schützt, denn sie handelt im Sinne unserer Abstimmung. Das ist zwar bedauerlich, aber wahr und muß einmal ausgesprochen werden.

Die Kirche ist doch fast die einzigste geistige Stütze der heutigen Weltordnung, des kapitalistischen Systems und alle Kirchen sind mit Arbeitern und Arbeiterfrauen gefüllt, so gefüllt, daß tatsächlich in den Kirchen kein Platz mehr vorhanden ist und die Geistlichen gehen daran, neue Kirchen zu bauen. Im Vergleich zu der Vorkriegszeit, haben wir mindestens dreimal soviel Konfraters in der Wojewodschaft und sie haben alle die Hände voll zutun, weshalb neue Konfraters angestellt werden müssen. Wenn noch hundert Orden in der Wojewodschaft untergebracht werden, dann werden sie alle vollbeschäftigt sein und werden trotz der Verarmung des Volkes noch genügend Geld herausschlagen und gut prosperieren können, denn wir sind nicht konsequent. Wir schimpfen gegen diese Macht, die uns bedrückt und ausbeutet, aber wir wollen ihren Zerfall nicht, sondern stützen sie aus Leibeskräften. Daß die „Auferstehung“, der Sieg der „Freiheit“ nicht für das schaffende Volk, sondern für seine Klassengegner gilt, sind wir daran schuld und niemand anderer.

Gerade deshalb richten wir unsere Wünsche an die Arbeiter, damit sie an diesem Tage nachdenken, ihr Gehirn anstrengen und begreifen lernen, was das eigentlich „Auferstehung“ und „Freiheit“ sind. Die Osterfeiertage sind sehr gut dazu geeignet, da in dieser Zeit, sich das Leben gegen den Tod, gegen die Ketten des Winters, also gegen die Unfreiheit aufzulehnen pflegt. Sinnt nach und denket nach! Schafft die Macht, die auch uns Armen und Ausgebeuteten eine Auferstehung und die Freiheit bringt. Nichts wird uns vom Himmel fallen. Nichts wird uns geschenkt. Alles muß errungen und erkämpft werden. Die Macht ruht in uns, sie kann und sie wird uns eine Auferstehung und Freiheit bringen, aber wir müssen uns dieser Macht bewußt werden. Das kann nur durch Aufklärungsarbeit, durch den Sozialismus geschehen, weshalb wir gerade heute an die große Masse der Proletarier appellieren, die rote Fahne des Sozialismus zu ergreifen, die uns zu der sozialistischen Auferstehung und der sozialistischen Freiheit führen wird.

Betr. rechtzeitige Anmeldung im Falle der Arbeitslosigkeit

Nach den bestehenden Arbeitslosenvorschriften ist jede arbeitslos gewordene Person verpflichtet, sich binnen einem Monat nach der Entlassung im zuständigen Arbeitsvermittelungsamt zwecks Eintragung in die Arbeitslosenevidenz zu melden, weil sonst jeder Anspruch erlischt. Aus Unkenntnis oder Leichtsinn haben schon viele Erwerbslose den vorschriftsmäßigen Anmeldetermin nicht innegehalten. Verspätete Anmeldungen werden nicht berücksichtigt. Deshalb muß sich jeder Beschäftigungslose sobald wie möglich, zumindest aber im Laufe der vorgeschriebenen Zeit beim zuständigen Arbeitslosenamt melden. y.

Ueber Ostern ins Afa-Erholungsheim

Allen denjenigen, die die Absicht haben, während der Osterfeiertage einmal richtig auszuspannen, empfehlen wir den Besuch des Afa-Erholungsheims in Wapienica (Lobnitz) bei Bielitz in den Beskiden. Ueberhaupt für die Urlaubstage gibt es keine empfehlenswertere Möglichkeit, seine freie Zeit so schön zu verbringen, wie in der wunderbaren Umgebung dieses Heimes. Das Heim liegt am Fuße des Spitzberges, so daß für die Besteigung der, in unmittelbarer Nähe gelegenen übrigen bekannten, Bielitzer Berge, ein langer Anmarsch nicht notwendig ist. Entsprechend der allgemeinen wirtschaftlichen Lage sind die Pensionspreise konkurrenzlos niedrig gehalten, so daß ein Aufenthalt im Afa-Erholungsheim auch für die bescheidensten Verhältnisse erschwinglich ist. Die niedrigen Preise gehen aber selbstverständlich nicht auf Kosten der Qualität der Verpflegung. Ueber die Unterbringung selbst, braucht nicht viel gesagt zu werden, da weit und breit kaum ein zweites Heim zu finden ist, welches so traulich und sauber eingerichtet ist, wie dieses Heim. Das Heim wird in eigener Regie vom Allgemeinen freien Angestelltenbund Polnisch-Oberschlesiens unterhalten und bewirtschaftet.

Wapienica (Lobnitz), in welchem dieses Heim gelegen ist, ist von den Behörden als Luftkurort anerkannt worden. Auch von ärztlicher Seite aus wird die gesunde Lage anerkannt. Augenblicklich ist auch noch Wintersport möglich. Vom Heim aus sind alle bekannten Skiplätze gut zu erreichen. Im übrigen weisen wir darauf hin, daß man das Heim von Kattowitz aus, in knapp 2 Stunden, erreichen kann, da von Bielitz Autobusverbindung besteht. Es ist jedem zu empfehlen, sich von der Güte und der Preiswertigkeit eines Aufenthaltes im Afa-Erholungsheim selbst zu überzeugen und zu Ostern dorthin zu fahren. Für angenehme Unterhaltung ist bestens gesorgt.

Kattowitz und Umgebung

Kattowitzer Magistratsbeschlüsse.

Der Plac Wolnosci soll passierbar gemacht werden.

Auf der letzten Sitzung des Magistrats wurde das technische Projekt zwecks Kanalisierung der ulica Moniuszki bestätigt. Dieses Projekt ist inzwischen der städtischen Baukommission überwiesen worden.

Beschlossen wurde dann, sich mit einem Appell an die Hausbesitzer zu wenden, um diese zu veranlassen, die Reinigung der Bürgersteige von Schnee, Eis usw. rascher durchzuführen. Geplant ist weiterhin die Anlegung eines Bürgersteiges durch den Plac Wolnosci. Diese Absicht des Magistrats ist sehr zu begrüßen, da sich der Plac Wolnosci bei ungünstiger Witterung, so vor allem bei Regen oder einsetzendem Tauwetter in einer unbeschreiblichen Verfassung befindet und nicht zu passieren ist, weil man bis an die Fußknöchel im Schlamm und Schmutz versinkt. Auf diesen Uebelstand wurde schon zu wiederholten Malen hingewiesen. Ueberdies sind bereits viele Klagen beim Magistrat eingelaufen, der nun auf Grund der Beschwerden sich nun doch dazu entschlossen hat, etwas zu unternehmen, um den Plac Wolnosci passierbar zu machen. Der Magistrat hat vom Bauamt und zwar zugleich im Einvernehmen mit der städtischen Gartenbauabteilung, die Vorlegung von Plänen, im Zusammenhang mit der geplanten Errichtung des Bürgersteiges, durch den Plac Wolnosci, angefordert.

Schließlich erklärte sich der Magistrat mit der Erhöhung der Gebühren, für erteilte Informationen im städtischen Auskunftsbüro, und zwar für Auswärtige, und Festsetzung einer Gebühr von 5 Groschen für ein Meldeformular, einverstanden.

y.

Deutsche Theatergemeinde. Am 1. Osterfeiertage finden 2 Aufführungen statt, nachmittags 4 Uhr wird „Meine Schwester und ich“, abends 8 Uhr, „Die göttliche Jette“ gespielt. Freitag, den 1. April wird „Das Weiße Rössʼl“ wiederholt. Am Montag, den 4. April gelangt im Abonnement B (grüne Karten), die Komödie „Zum goldenen Anker“, zur Aufführung. Eine Wiederholung dieser Aufführung findet nicht statt. Am Donnerstag, den 7. April ist die Erstaufführung der neueinstudierten Operette „Der Zigeunerprimas“.

Vorzeitige Auszahlung der monatlichen Staatsbeihilfe. Das städtische Arbeitsvermittelungsamt beim Magistrat Kattowitz gibt bekannt, daß nach erfolgter Aenderung an nachstehenden Tagen die monatliche Staasbeihilfe an die registrierten Arbeitslosen innerhalb von Groß-Kattowitz ausgezahlt wird: Am Dienstag, den 29. März für die Erwerbslosen mit den Anfangsbuchstaben A bis H, Mittwoch, den 30. März für die Arbeitslosen von J bis O, sowie am Donnerstag, den 31. März für die Arbeitslosen mit den Anfangsbuchstaben P bis Z. Die Auszahlung findet in der Zeit von 8,30 vormittags bis 12 Uhr mittags statt, und zwar in dem gleichen Raum. Verspätete Anmeldungen werden nicht berücksichtigt. y.

Unlautere Geschäftsreklame bei Kaftal i Ska. Für die staatliche Klassenlotterie wird vor jeder Ziehung große Reklame gemacht, um recht viel von den Losen abzusetzen. Die Firma Kaftal i Ska versteht es am besten, die Reklame zu machen. Noch größer ist die Reklame, wenn ein Los gewinnt und die Kollektur Kaftal verweigert die Auszahlung des Gewinnes. So etwas geschah bei der letzten Ziehung der 5. Klasse. Eine arme Frau aus Kattowitz 2, ulica Gorna 5, namens Staniczek, versuchte ihr Glück bei Kaftal i Ska und spielte das Los Serie C Nr. 41 042. Nach jeder Ziehung werden die Gewinntelegramme im Schaufenster der Firma Kaftal i Ska ausgehangen. Unter den Gewinnen befand sich auch das Los Nr. C 41 042 mit einem 500-Zloty-Gewinn. Voller Freude betrat auch die Frau Staniczek die Kollektur um ihren Gewinn einzustecken und ein fröhliches Osterfest zu verleben. Wie groß war ihre Enttäuschung als sie vom Geschäftsführer zu hören bekam daß es eine andere Nr. ist, die 500 Zloty gewann. Mit einer solchen Reklame wird man gewiß keine neuen Spieler an sich ziehen. Wir sind nun auf die Antwort gespannt, welche die Frau aus Warschau erhält, denn sie verlangt Auskunft. *

Der billige Osterschinken. Am Donnerstag-Wochenmarkt in Kattowitz erschien ein junger Mann an einem Fleischerverkaufsstand in der städtischen Fleischhalle und ließ sich u. a. einen Osterschinken, sowie Osterwurst vorzeigen. Den Osterschinken verstaute der Unbekannte in einer mitführenden Aktentasche. In demselben Moment wurde der Fleischer von einem anderen Kunden abgelenkt. Diesen Augenblick nutzte der junge Mann aus und verschwand mit der Ware im Menschengedränge. y.

Spitzbuben im Rechtsanwaltsbüro. In das Kontor des Rechtsanwalts Kopecz auf der ulica Marszalka Pilsudskiego in Kattowitz, wurde ein Einbruch verübt. Die Täter stahlen eine Schreibmaschine, Marke „Continental“, Nr. 154—436. Der Wert der Maschine wird auf 250 Zloty beziffert. Vor Ankauf wird gewarnt! x.

Aufgeklärter Einbruchsdiebstahl. Im Zusammenhang mit dem Einbruch, zum Schaden der Firma „Sl. Loyd“ in Kattowitz, wurde von der Kattowitzer Kriminalpolizei ein gewisser Wilhelm P. von der ulica Dombrowskiego 6 in Kattowitz arretiert. Weitere Untersuchungen in dieser Angelegenheit sind im Gange. x.

Eichenau. (Zur Nachahmung empfohlen.) Zum Trotz seinen Kollegen am Orte, die für die Arbeitslosen nichts übrig haben und stets über die schlechten Geschäfte jammern, hat sich der Fleischermeister Jok entschlossen, ein Zentner Fleischwaren an die Arbeitslosen abzugeben. Und zwar 75 Pfund Schweinefleisch und 25 Pfund Speck. Natürlich hat er der Gemeinde eine Bedingung auferlegt. Und zwar soll diese Ware nur an seine früheren Kunden, die im Laufe der Zeit arbeitslos geworden sind und jetzt nicht in der Lage sind Fleischwaren zu kaufen, verabfolgt werden. Die Namen hat er angegeben. Das sollte ein Wink für seine 12 Kollegen im Orte sein. Was werden die zwei reichsten Fleischer Koziel und Schulczyk zu dem Schritt des ärmsten Fleischers am Orte sagen. Sie sind Besitzer großer Häuser und Fleischereien. Jammern stets, daß sie nicht auskommen können. Herr Jok muß schwere Miete zahlen, weil er keine eigene Fleischerei hat und schlachtet nicht einmal die Hälfte soviel, wie die Herren Schulczyk, Koziel, Michalik und andere. Er ist immer noch in der Lage für die Arbeitslosen was zu geben. Hätten alle Fleischer in Eichenau dasselbe getan, so wären die Arbeitslosen in Eichenau mit Fleisch zu Ostern versorgt. Wir empfehlen auch den Arbeitern von Eichenau, Herrn Jok zu unterstützen. *

Königshütte und Umgebung

Treffen der Arbeiter-Esperantisten.

Die, am Sonntag, den 20. d. Mts., im Vereinszimmer des Volkshauses, stattgefundene Konferenz der Arbeiter-Esperanto-Gruppen der Wojewodschaft Schlesien, zeitigte einen schönen Erfolg. 66 Delegierte und Gäste von 7 Ortsgruppen sind der Einladung zu dieser Tagung gefolgt.

Um 3½ Uhr eröffnete der Vorsitzende der Ortsgruppe Königshütte, Gen. Parczyk, die Konferenz, begrüßte alle Teilnehmer und wünschte der Tagung den besten Verlauf. Auf Vorschlag der Ortsgruppe Königshütte, zur Wahl eines Präsidiums, gingen die Gen. Parczyk, Filak und Jauernik hervor.

In kurzen Ausführungen berichtete nun der Versammlungsleiter über den Stand der Arbeiter-Esperanto-Bewegung in Polnisch-Schlesien und hob die Notwendigkeit der Bildung eines Arbeiter-Esperanto-Bundes, innerhalb der Wojewodschaft Schlesien, hervor. Die, darauf erfolgte, sehr rege Aussprache hierüber, bewegte sich im gleichen Rahmen des Vorredners, und allseitig wurde die Gründung des Arbeiter-Esperanto-Bundes gewünscht.

Aus der Wahl zum provisorischen Vorstand bis zur Konstituierung des Bundes, gingen aus jeder Ortsgruppe je ein Vertreter hervor und zwar Königshütte — Parczyk, Nowa-Wies — Majok, Schwientochlowitz — Jarzombek, Bismarckhütte — Kostorz, Lipine — Gryszczyk, Zalenze — Filak, Kattowitz — will noch einen Vertreter nominieren.

Der endgültige Zusammenschluß soll durch die, in nächster Zeit stattfindende, Delegiertenversammlung, zu der die einzelnen Delegierten der Ortsgruppen, mit den entsprechenden Vollmachten, ausgestattet sein sollen, vollzogen werden.

Beratungen über die Schaffung der Kohlenzentrale

Schaffung des Exportfonds — 10 Millionen Tonnen Kohle sollen exportiert werden Werden die Kohlengruben in Chrzanow stillgelegt? — Wer wird Kohlenkommissar?

Im Handelsministerium finden gegenwärtig Konferenzen statt, die sich auf die Schaffung einer Kohlenzentrale für ganz Polen beziehen. Die Kohlenzentrale wird den gesamten Kohlenabsatz, sowohl nach dem Auslande, als auch auf den Inlandsmärkten regeln. Die neue Kohlenzentrale wird jährlich einen

Fonds von 32 bis 35 Millionen Zloty verwalten,

der durch den letzten, 8prozentigen Lohnabbau gespeist wird. Jede Tonne Kohle, die für den Inlandsmarkt bestimmt ist, wird zugunsten des Ausgleichsfonds mit einem besonderen Zuschlag belegt, der für das Chrzanower Gebiet 1,20 Zloty und für das Dombrowaer und das Schlesische Gebiet 1,50 Zloty betragen wird. Diese Beträge fließen dem Ausgleichsfonds zu,

der den Export finanzieren

wird. Jede Tonne Exportkohle wird mit **6 Zloty honoriert.** Man geht nämlich von der Voraussetzung aus, daß der Export den Gruben zur Pflicht gemacht wird, wobei derselbe Kohlenexport, den wir 1931 gehabt hatten, nämlich 10 Millionen Tonnen jährlich, erhalten bleibt.

Grundsätzlich haben wir gegen die Kohlenzentrale nichts einzuwenden, vorausgesetzt natürlich,

daß die vielen Kohlenkonventionen, die die Kohlenproduktion unglaublich verteuern, endlich verschwinden.

Die Lasten betragen gegen 30 Millionen Zloty jährlich. Wir begreifen auch, daß auf den Kohlenexport nicht plötzlich verzichtet werden kann, sind aber der Meinung, daß das Jahr 1931, das in dieser Hinsicht für den Export günstig war, der Berechnung nicht zu Grunde gelegt werden kann. 10 Millionen Tonnen Kohle werden wir in diesem Jahre auf den Auslandsmärkten nicht unterbringen und im nächsten Jahre auch nicht. Wozu also die hohen Opfer für den Export, wenn von vorne sicher ist, daß der Export die 10 Mill. To. nicht erreicht?

Eine der wichtigsten Tatsachen vermissen wir gänzlich und das ist der

Inlandsmarkt mit seinen Kohlenpreisen.

Es hat den Anschein, daß man sich mit dem Aufbau des Innenmarktes und mit dem Kohlenpreis im Inlande, überhaupt nicht beschäftigt.

Wir haben die höchsten Kohlenpreise von allen Kohlenländern in Europa und solange dieser Krebsschaden bestehen bleibt, ist an eine Besserung der Wirtschaftslage in Polen nicht zu denken.

Es werden weiter Gruben geschlossen, Arbeiter entlassen und Feierschichten angelegt. Darüber kommen wir gar nicht hinweg, und die Kohlenzentrale wird uns nichts nützen können.

Und schließlich soll der Allgemeinheit endlich klarer Wein eingeschenkt werden über den „unrentablen Kohlenexport“. Irgendwelche, einwandfreie Kalkulationen hat niemand gesehen. Die Kapitalisten schwindeln mit der Kalkulation, daß die Balken biegen und brechen. Sie haben uns schon vorgemacht, daß sie jährlich zum Kohlenexport 750 Millionen Zloty zuzahlen. Darüber lacht selbst der größte Esel im Lande. Nach Berechnung der Enquetenkommission betragen die Produktionskosten einer Tonne Kohle 8,64 Zloty, darunter 6 Zloty Arbeitslohn und 2,64 Zloty Materialkosten. Nachdem das englische Pfund eine Steigerung erfahren hat, wird gegenwärtig die Tonne Kohle ab Grube mit 11,80 Zloty gehandelt. Sie wird mit 13 Schilling, inklusiv Transportspesen geliefert. Da können die Verluste nicht groß sein und das bezieht sich nur auf die Exportkohle nach Skandinavien, denn auf die übrigen Auslandsmärkte, wird der normale Preis berechnet. Der hohe Inlandspreis schafft bekanntlich einen Ausgleich und bringt noch einen sehr hohen Profit ein. Wenn wir den Inlandspreis und den Auslandspreis zusammenlegen, dann erzielen die Gruben für jede Tonne Kohle einen

Durchschnittspreis von 22,27 Zloty.

Das ist kein Defizitpreis und die Kohlenproduktion ist nicht nur rentabel, sondern wirft einen hohen Reingewinn ab.

Dieser Reingewinn ist noch viel höher, wenn berücksichtigt wird, daß viele Gruben nur einen geringen Produktionsteil exportieren. Aber selbst die schlesischen Gruben, die doch bekanntlich einen hohen Prozentsatz exportieren, haben keine Ursache, sich zu beklagen. Die Skarbofermegruben geben offiziell zu, daß die Produktionskosten bei jeder Tonne **Kohle 13 Zloty betragen.** Nun erzielen die schlesischen Gruben einschließlich der Exportkohle, pro Tonne 18,80 Zloty, was sie ja selbst zugegeben haben. Zwischen 13 Zloty Produktionskosten und 18,80 Zloty Verkaufspreis ist eine schöne Differenz, die sich einzustecken lohnt und das ist der

Reingewinn der schlesischen Gruben.

Wer da noch von Verlusten spricht, der schwindelt.

Nach der Schaffung der Kohlenzentrale will man die Chrzanower Gruben vom Export ganz ausschließen. Es wird sogar verlangt, daß diese Gruben überhaupt stillgelegt werden, weil sie minderwertige Kohle produzieren. Wenn alles das, was über die Konferenzen verlautet, auf Wahrheit beruht, dann wird sich nichts ändern. Die alten Kohlenpreise bleiben bestehen, die Grubenstillegungen und Arbeiterabbau auch und nur neue Direktorenposten werden geschaffen. Wahrscheinlich wird auch ein Kohlenkommissar eingesetzt, aber es frägt sich, ob Herr Grajek Glück haben wird. An ihm wird es nicht liegen, denn er hat sich redlich bemüht und dem Grubenstreik den Garaus gemacht.

Apothekendienst. Den Tag- und Nachtdienst am 1. Osterfeiertag versieht, im nördlichen Stadtteil, die Barbaraapotheke, am Plac Mickiewicza, den Tag- und Nachtdienst am 2. Osterfeiertag, hat die Florianapotheke, an der ulica 3-go Maja, inne, den Nachtdienst der restlichen Woche, die Adlerapotheke. Im südlichen Stadtteil wird der Tag- und Nachtdienst während der beiden Feiertage, sowie der Nachtdienst bis zum Sonnabend der nächsten Woche, von der Johannesapotheke, an der ul. Katowicka, ausgeführt. m.

Ein Racheakt. Herr Notzon Wojciech bittet uns, mitzuteilen, daß er bei dem Tumult bei der Firma Moj, keine Scheiben eingeschlagen hat. m.

Festgenommene Einbrecher. Der Königshütter Polizei gelang es, einem Einbrecherkleeblatt auf die Spur zu kommen und ihre Verhaftung vorzunehmen. Es sind dies der 17 Jahre alte Friedrich Sch., von der ulica Mielenskiego 41, der 19jährige Josef Sz., von der ulica Kordeckiego 14 und der 18 Jahre alte Gerhard B., von der ulica Graniczna 6. Im Laufe der Untersuchung konnte eine Anzahl verübter Einbrüche nachgewiesen werden. U. a. haben sie den Einbruch in die Weinhandlung von Engländer an der ulica Sobieskiego verübt, wo ihnen 200 Flaschen Wein in die Hände fielen. Außerdem kommen die Einbrüche in die Verkaufshalle von Obstoj, an der ulica Ligota Gornicza und etwa 5 Keller- und Magazineinbrüche auf ihr Konto. Im Zusammenhang mit der Verhaftung wurden auch eine Anzahl von Hehlern der Gerichtsbehörde übergeben. m.

Stumpft die Bürgersteige ab! Frau Cäcilie Pilot, von der ulica Lagiewnicka, kam an der ulica Narozna zu Fall und brach einen Arm. Nach der Angabe der Verunglückten war der glatte Bürgersteig vor dem fraglichen Hause nicht bestreut. Derartige Bürgersteige gibt es in der Stadt noch sehr viele und die Polizei die in Frage kommenden Besitzer auf ihre Pflichten verweisen müßte. m.

Wohnungseinbruch. Unbekannte drangen in der gestrigen Nacht in die Wohnung des Handwerkers Stanislaus Mlynarczyk, an der ulica Florjanska 34 ein, entwendeten verschiedene Gegenstände im Werte von 200 Zloty und verschwanden in unbekannter Richtung. m.

Einbrüche. In die Kühlhalle des Fleischermeisters Paul Kopka aus Bismarckhütte, drangen Unbekannte ein, entwendeten Fleischwaren, im Werte von 550 Zloty und verschwanden unerkannt. — In einem anderen Falle wurde ein Einbruch in die Lehrlingsstube von Kubina ausgeführt und Garderobenstücke, im Werte von einigen hundert Zloty, gestohlen. m.

Ermittelter Dieb. Dem Gastwirt Paul Mzyk, an der ulica Skargi 10, wurden 3 Billardbälle entwendet. Der Polizei gelang es, den Täter in der Person des Heinrich M., von der ul. Karola Miarki, festzunehmen. m.

Kohlenverteilung an Arbeitslose und Kriegsinvaliden. Nach einer Mitteilung des Magistrats, werden am Dienstag, den 29. März, von 8—13 Uhr auf dem freien Platz an der ul. Katowicka (Pferdemarktplatz) an alle registrierten verheirateten Arbeitslosen und stellungslosen Kopfarbeiter, die keine Unterstützung von der Landesversicherung erhalten, ebenso an alle Frauen und Ernährer, die einen eigenen Haushalt führen und bisher keine Kohle erhalten haben, Kohlenbescheinigungen ausgegeben. Arbeitslose, die im Januar und Februar nicht zur Kontrolle erschienen sind, erhalten keine Bescheinigungen. Bei der Abhebung der Kohlenkarten ist die Ausweiskarte für das Jahr 1932 und Personalausweise vorzulegen. Da die ausgegebenen Kohlenzettel nur bis zum 31. d. Mts. Gültigkeit haben, ist die Kohle bis zu diesem Datum auf der Grube der Skarboferme, Pole Wschodnie (früher Bahnschacht) abzuholen. Die Verteilung der Kohlenbescheinigungen an die Kriegsinvaliden, Witwen und deren Hinterbliebenen, erfolgt im Rathaus, Zimmer 52 von 9—13 Uhr nach folgendem Plan statt: Dienstag, den 29. März an Personen mit den Anfangsbuchstaben A—F, Mittwoch, den 30. März G—L, Donnerstag, den 31. März M—R, Freitag, den 1. April S—Z. Freikohle wird nur an verheiratete Personen und solche, die einen eigenen Hausstand führen, verteilt. Personen, die Deputatkohle erhalten, sind von dieser Belieferung ausgeschlossen. Bei der Empfangnahme der Kohlenkarten sind die Registrierkarte des Invalidenamtes, das Invalidenbuch, sowie der Rentenbescheid vorzulegen. Verspätete Meldungen finden keine Berücksichtigung. m.

Siemianowitz

Beerdigung. Die Beerdigung des auf so gräßliche Weise ums Leben gekommenen PPS.-Genossen Schwitalla, findet am Montag, den 28. d. M., um 4 Uhr nachmittags statt. Die Mitglieder der freien Arbeiterbewegung werden gebeten, recht zahlreich daran teilzunehmen.

Myslowitz

Arbeitslosendemonstration in Myslowitz.

Am gestrigen Freitag versammelten sich große Massen von Arbeitslosen vor dem Rathause mit dem Zweck einer Demonstrationsveranstaltung, die den Magistrat dazu bewegen sollte, die Arbeitslosen für die Feiertage mit Geldgaben zu unterstützen. Bezeichnend ist es, allerdings, daß gerade die aus Modrzejow und anderen Gegenden stammenden Arbeitslosen die unvernünftigsten Forderungen stellen, obwohl sie dazu gar nicht berechtigt sind, während die oberschlesischen Arbeitslosen mit sich reden lassen. Die bedrohliche Haltung der fremden Demonstranten veranlaßte den Magistrat die Polizei anzurufen. An der Spitze eines Polizeiaufgebots erschien auch der Kommandant Sikora, der mit besänftigenden Worten auf die Massen einredete und diese zur Besonnenheit brachte. Darauf wurde eine Delegation aus der Mitte der Arbeitslosen gewählt, die zum Bürgermeister Dr. Karczewski vorgelassen wurde. Die Delegation brachte die Forderungen vor, worauf der Bürgermeister den Standpunkt der Stadtverwaltung klar legte. Die notwendigen Sparmaßnahmen der Stadt haben den Magistrat dazu bewogen, für die Osterfeiertage Warenbons an die Arbeitslosen auszugeben. Nur dort, wo dieses unbedingt notwendig sein wird, werden Unterstützungen in Form von Geldspenden zugewiesen werden. Nebenbei machte Dr. Karczewski darauf aufmerksam, daß die Stadt Myslowitz mehr als das Hundertfache dessen tut, was die anderen Gemeindewesen z. B. Sosnowitz bisher für die Arbeitslosen getan hat und wies dieses an Hand von statistischen Berechnungen nach.

Darauf verließen die Delegierten das Rathaus und gaben das Gehörte den Leidensgenossen kund. Wiederum waren es die auswärtigen Arbeitslosen, die sich dadurch nicht beruhigen wollten. Da mußte die Polizei einschreiten und säuberte den Platz vor dem Rathaus, ohne das es zu ernsten Zwischenfällen oder zum Gebrauch der Gummiknüppel kam. Man muß hier ohne Weiteres die Umsicht anerkennen mit der der Polizeikommandant mit den Arbeitslosen umzugehen versteht. —h.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Das Gesicht

Von Kurt Rudolf Neubert.

Es geschah das Wunder: drei Tote erwachten eines Nachts in ihren Gräbern bei Langemark. Es waren die Kriegsfreiwilligen Otto Benz und Helmut Sporka sowie der Landwehrmann Paulig.

Sie beschlossen, gemeinsam nach Deutschland zurückzukehren.

„Ich werde in Berlin einen Laden aufmachen!" sagte der Landwehrmann Paulig.

„Ich werde mein Studium zu Ende führen!" meinte der Kriegsfreiwillige Benz leise und glücklich.

„Und ich —" setzte der andere hinzu und holte tief Atem, „ich werde mich nach einer Stellung umsehen. War Ingenieur, als der Krieg anfing. Meine erste Stellung . . ."

Von dem bewaldeten Hügel, auf dem sie sich getroffen hatten, blickten sie dann lange schweigend in das stille Land, über dem sich ein sternenbesäter Frühlingshimmel wölbte.

„Es ist so still!" dachten sie. Sie waren Geschützdonner und das Geknatter der Maschinengewehre gewöhnt.

Der Landwehrmann Paulig suchte in den Taschen seines abgetragenen Militärrocks und stellte fluchend fest, daß er die kurze braune Pfeife mit dem Mackensenbild, die ihm Emma damals im letzten Feldpäckchen mitgeschickt, verloren hatte. Der Kriegsfreiwillige Sporka half ihm mit einer halb zu Ende gerauchten Zigarette, die er irgendwo gefunden.

„Im Dorf kaufen wir Tabak!" sagte Benz.

„Haben wir denn Geld?" fragte Paulig.

Sie hatten nichts, gar nichts. Sie hatten nur den einen Wunsch, die eine Sehnsucht: Nach Hause! Nach Deutschland!

Als die drei Männer in Berlin ankamen trennten sie sich mit kräftigem Händedruck. Jeder ging seinen Weg. Auf ihrer wochenlangen Wanderung hatten sie sich inzwischen über alle Ereignisse und Verhältnisse in der Heimat orientieren können. Ihr rascher, freudiger Schritt hatte sich in einen schwerfälligen, zögernden gewandelt. Das Lächeln war aus ihrem Gesicht gewichen. Ernst und groß blickten die Augen.

Der Landwehrmann Paulig wollte in Berlin natürlich sofort seine Familie aufsuchen. Als er an der Wohnungstür klingelte, machte ihm eine blasse, streng blickende Frau — seine Frau — auf und sagte ärgerlich: „Schon der achte heute. Jedem kann man auch nicht geben!"

Und die Tür schlug zu.

Er war so betroffen, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Mechanisch ging er die Treppen hinunter und landete drüben in dem Ecklokal. Hier lärmten junge Leute, von denen einer Paulig gerufen wurde. Das war der Sohn des Landwehrmannes. Aber der Sohn erkannte den Vater nicht.

Paulig war in eine SA.-Kneipe geraten. Er saß still bei seinem Bier und hörte die Reden der jungen Leute. Sie sprachen über Politik und über einen neuen, unvermeidlichen Krieg. Finster wurde das Gesicht des Mannes. Einmal schlug er mit der Faust auf den Tisch. Das Bierglas fiel um. Die jungen Leute sahen auf. „Was will der?" fragte jemand.

„He?" rief ein langer Kerl. „Hast dich wohl verirrt?"

„Zahlen!" sagte Paulig ruhig.

„Hau ab, Mensch, sonst kriegste die Jacke voll!" lachte der Sohn.

Ein Hakenkreuz blitzte in seinem Binder.

Statt das Lokal zu verlassen, trat der Mann plötzlich an den Tisch der jungen Leute. Er war noch blasser als sonst.

„Ich will dir mal was erzählen . . ." begann er, zum Jungen gewandt.

„Will ich gar nicht hören", meinte der. „Laß dich erst mal rasieren!"

Der Mann zitterte. Es sah aus, als wollte er die Hand erheben. Dann sagte er bitter: „Du hast noch die Windel genäßt, als ich im Schützengraben lag, mein Junge . . ."

„Verbitte ich mir!" antwortete der Sohn heftig und sprang vom Stuhl auf.

„Schmeißt ihn raus!" meinte der lange Kerl vergnügt, als würde er nur eine neue Molle bestellen.

„Wer will mich hier rausschmeißen?" Der Mann sah sich wild im Kreise um.

„Ruhe!" gebot der Wirt.

Ein Pappteller flog an Pauligs Kopf. Er lächelte verächtlich. Ihm waren andere Kaliber um den Kopf geflogen. In seinem Blick war etwas, das die anderen hinderte, Hand an ihn zu legen.

„Guten Abend!" sagte der Mann mit besonderer Betonung und verließ langsam das Lokal.

„Heil Hitler!" brüllte der Chor hinter ihm her.

Der Landwehrmann stand draußen eine Weile unschlüssig, ob er noch einmal in seine Wohnung gehen sollte. Er sah plötzlich sein Bild schwarz gerahmt über dem Sofa in der guten Stube hängen. Eine schwarzweißrote Schleife steckte am Rahmen. Seine Orden lagen in einem Kästchen aufbewahrt, und an manchen Abenden saß die Witwe Paulig bei diesen Reliquien . . .

In diesem Augenblick hatte der Landwehrmann Paulig den Wunsch, nach oben zu gehen und das Bild von der Wand zu nehmen und die Orden dazu. Doch er hörte im Geist gleich wieder die ärgerliche Stimme seiner Frau und sah ihr blasses, strenges, fremdes Gesicht. Er erlebte in Gedanken, wie sie ihn, als wäre er ein Fremder, an sein eigenes Bild führte und von ihrem seligen Manne sprach. Er hörte den Jungen dazwischenreden.

„Es ist alles falsch!" dachte er traurig. „Alles, was sie denkt und sagt, ist falsch. Ich weiß es besser. Ich gehe nicht nach oben. Ich will ihr das Bild und die Orden lassen, an denen sie so hängt."

Er ging weiter. An Plakatsäulen verweilte er. Oft schüttelte er den Kopf. In die großen Versammlungen verirrte er sich und vernahm staunend, was dort gebrüllt wurde. Vor den Schlagzeilen der Zeitungen blieb er stehen und hörte, wie die Leute um ihn leidenschaftlich ihre Meinung verfochten. Manchmal wollte er in Streit Geratene begütigen, ihnen zureden, sie aufklären, sein Wissen vermitteln, aber man stieß ihn zur Seite, ließ ihn nicht zu Worte kommen, alle redeten plötzlich auf ihn ein, manche lachten, witzelten über seine Ansichten, andere ballten die Hände, und schmerzhaft spürte er einmal den Gummiknüppel eines Schupos.

Immer weiter ging er. Er sah leere Fenster in großen Miethäusern mit dem Schild: „Wohnung zu vermieten!" Viele Läden standen leer. Ueberall jammerten die Leute über diese schlechten Zeiten. Aber abends, dann stand er verwundert vor überfüllten Tanzpalästen und Kinos. Er sah sich ein Militärlustspiel an und ging erschüttert hinaus. Er hatte den tragischen Film der menschlichen Dummheit geschaut.

Wenn er auf der Landstraße stehenblieb und zum Himmel blickte, war es ihm manchmal, als wäre das Firmament schon gerötet von brennenden Städten. Vom Bruderkrieg.

Und er lief keuchend. Die kläffenden Hunde, aufgescheucht in stillen, nächtlichen Dorfstraßen, holten ihn nicht ein. Immer schmaler, länger wurde sein Schatten. Es war zuletzt, als wäre er selbst nur noch ein Schatten.

So kehrte er in sein Grab bei Langemark zurück.

Er war aber nicht allein zurückgekommen. Der Kriegsfreiwillige Benz lag schon dort und sah ihm entgegen. Müde winkte er mit der Hand.

„Ich bin schon lange zurück!" sagte er. „Du hast wohl Pleite mit deinem Laden gemacht?"

Hier, in dieser Umgebung, die ihm vertrauter war als die Heimat, fand der Landwehrmann Paulig seinen Schützengrabenhumor wieder.

„Du hast deinen Doktor auch nicht fertiggebacken!" meinte er.

„Kamerad! Auf den Universitäten prügelt man sich, statt zu studieren. Der Geist ist tot. Ich habe mir das eine Weile angesehen. Dann hat mich der Ekel gepackt . . ."

„Ob Sporka auch zurückkommt?" fragte Paulig nach einer Weile.

Der Student antwortete nicht. Er blickte angestrengt in das nächtliche Land. Die Dörfer schliefen. Auf dem breiten, sandigen Weg, der zum Soldatenfriedhof führte, tanzte ein Licht. Es erlosch.

„Er kommt nicht!" sagte der Student jetzt sehr bestimmt. „Ich fühle es."

„Glaubst du denn, daß er Stellung gefunden hat?"

„Nein, das nicht!" seufzte der Student, der immer müder wurde und sich wieder nach langem, langem Schlaf sehnte, „aber — meinst du nicht auch, daß einer zurückbleiben muß? Einer, der die Wahrheit sagt?"

Seine Stimme verschwebte im Dunkel. Die Büsche neigten sich im Wind. Aus dem Nachbargrabe klang noch einmal ein Seufzer: „Ja . . . du hast recht . . ."

Dann war alles still . . .

*

Vielleicht lächeln Sie, unbekannter Leser, über diese wunderliche Geschichte. Aber glauben Sie mir: der Kriegsfreiwillige Sporka, der unerkannt, ungesehen, eines Nachts aus dem Massengrab stieg, um in die Heimat zurückzukehren, der Kriegsfreiwillige Sporka lebt mitten unter uns.

Lächeln Sie meinetwegen darüber, daß dieser von den Toten Auferstandene seinem Namen in das „Eiserne Buch" eingetragen haben soll. Ich behaupte es, obwohl ich ihn nie gesehen habe. Einmal nur — es war in einer überfüllten Versammlung im größten Saale der Stadt — spürte ich plötzlich, daß der Kriegsfreiwillige Sporka, während unten im Raum sich die Fahnen senkten und Trommelwirbel erscholl, in meiner Nähe saß. Wie von einer metaphysischen Kraft angezogen, wandte ich meinen Kopf herum und blickte zum ersten Male in sein Gesicht. Es starrte mich aus einer Schar jüngerer und älterer Männer an, die ein Lied angestimmt hatten.

Es war ein Trutzlied der Freiheit.

Das Gesicht leuchtete nur einen Augenblick wie ein Lichtreflex auf einem blanken Abzeichen. Dann verlöschte es still. Aber es war, als wäre nun auf jedes Männerantlitz der singenden Schar ein Abglanz davon gefallen . . .

Ein neuer Frühling

Von Max Hayek.

Geht es dir wie mir?
Fühlst du die Pforten der Seele geschlossen —
Doch in deinem innersten Ich
Ein unendliches Leben quellen,
Das vorbrechen möchte,
In ungeheurer Freude?
Auf den nackten Aesten der schauernden Bäume
Leben die schwarzen und braunen Amseln schon
Ein aufgeregtes Leben,
Schwirren sie schon, brünstige Triller in die kalte Luft [werfend,
Auf der Liebes-Suche hieher und dorthin!
Sie raufen um die Weibchen schon!
Ich kenne das Schauspiel seit Jahrzehnten!
Dem Weltgeist ist es nicht zu fade!
Immer wieder und immer wieder
Hebt er es an!
Er nestelt am Vorhang schon,
Dann zieht er ihn fort —
Und grün und leuchtend steht eine neue Welt da,
Vogelliedddurchsungen
Veilchenüberwachsen —
Die Welt des Frühlings!
Und immer wieder!



„Gretchen" im Straßenbild W imars

Ein geschäftstüchtiger Bäcker, der die Goethekonjunktur richtig erfaßt hat, läßt in den Straßen Weimars junge Mädchen in Gretchenkleidung sogenannte „Gretchenzöpfe" verkaufen.

Peinliches

Von Paul Morgan.

Beim Bankett eines Sportfestes ist mir das passiert im Kreise der Sport-Zelebritäten, in den ich zufällig geraten war, ich, der erbärmlichste Sport-Ignorant, der jammervollste Ertüchtigungsanalphabet. Warum habe ich mich auch verpflichtet gefühlt, verführt vom genius loci, mit meiner Tischdame ausgerechnet ein sportliches Gespräch anzuknüpfen? Hätte ich nicht vom Theater sprechen können oder von tausend anderen Dingen, von denen ich auch nichts verstehe, über die ich aber wenigstens reden kann?

Ich hub an: „Gnädige Frau sind Sportsmann?" Erster Blödsinn, wurde jedoch noch als Witz aufgefaßt.

„Ja", sagte die Dame, „ich spiele Golf."

„Aha", führte ich elegant die Konversation weiter. — „Ein schöner Sport. Mir tun bloß die armen Pferde leid."

„Wieso?" war die erstaunte Antwortfrage.

„Na — die werden dabei doch so rumgejagt und kriegen sicher manchen Hieb ab, der daneben geht." Die Golferin war bereits im Bilde, denn sie sagte lächeln.

„Sie verwechseln das mit Polo!"

„Natürlich. Golf ist ja die Sache mit den kleinen eisernen Fußangeln, die in den Boden gesteckt werden."

„Das ist Krocket. Das wird aber nur noch selten gespielt."

„Mit Recht," pflichtete ich bei, nur um etwas zu sagen. Eigentlich hatte ich Krocket bisher für ein Kartenspiel gehalten. Das heißt aber Jocker. Es entstand eine Pause.

„Drüben sitzt Helene Mayer," brach meine Nachbarin das Schweigen. Interessiert blickte ich hinüber.

„Die hat also den Kanal durchschwommen?"

„Nein, sie ist Fechtmeisterin. Haben Sie dieses Mädchen niemals fechten gesehen?" — „Noch nie, gnädige Frau. Unglaublich, daß ein so hübsches Mädchen einen Ehrgeiz darein setzt, den Partner blutig zu schlagen!"

„Sie scheinen Florettfechten nicht zu kennen. Die Ausfälle der Mayer sind berühmt."

„So? Grobheit sieht man ihr aber nicht an."

Pause.

„Treiben Sie keinen Sport?"

„O ja, Boxen!"

„Ist es die Möglichkeit? Sie boxen?"

„Nein, Ich sehe zu."

„Schwimmen Sie? Spielen Sie Fußball? Baseball? Tennis? Laufen Sie Eis? Werfen Sie Diskus?" Springen Sie Stab?" — Ich mußte fortgesetzt verneinen. Die Dame wurde rapid rotweiß. — „Fürs Sechstagerennen interessieren Sie sich doch wenigstens?"

„Leidenschaftlich. Ich finde besonders die nächtlichen Rennen großartig. So etwas von Stimmung — allerdings . . ."

„Nun?"

„Allerdings stören mich die Radfahrer, die da immer im Kreis rumsausen. Ich gucke ja nie hin — aber wenn ich zufällig einen Blick riskiere, bin ich sofort schwindlig."

In diesem Augenblick flog mir ein Teller an den Kopf, ein Stuhlbein ward mir auf den Schädel geschlagen und ein Hagel von Ohrfeigen knallte mich unter den Tisch. Heiser vor Erregung forderte die Dame einen anderen Tischherrn.

Es gab einen Riesenkrawall und ich wurde aus dem Saal getragen. Die Sache wurde aber vertuscht, und keine Sportbeilage erwähnte die peinliche Angelegenheit . . .

Die Bettlerin vom Pont des Arts

Von Kurt Münzer.

Immer, so oft ich diese von keinem Wagen je befahrene, einzig stille Brücke über die bewegten Gewässer der Seine überschritt, fand ich auf ihren Stufen sitzend eine ärmliche Frau, die dennoch keine Hand nach einem Almosen ausstreckte oder mit gemurmelten Worten auf ihr Elend und ihre Bedürftigkeit hinwies. Damals eilte ich alle Morgen aus meinem Kabinett im dunklen Quartier Latin ungeduldig hinüber in den Salon Carree des Louvre, wo ich vergeblich bemüht war, den Zauber der Köpfe Leonardo da Vincis auf meine unzulängliche Leinwand zu übertragen. Das Geheimnis dieser tiefsinnig lächelnden, unirdisch vergeistigten Köpfe wollte sich in keiner Maltechnik, in keiner Pinselführung fangen lassen. Und dann auch, am hohen Mittag saß die Alte auf den Stufen des Pont des Arts, anscheinend in der gleichen Stellung; nie sah ich sie eine Mahlzeit nehmen. Und ich weiß nicht, welche Scheu mich abhielt, ihr ein paar Sous in den Schoß zu werfen. Ja, sogar nachts, wenn ich von den Höhen des Montmartre hinunterstieg und über die Brücke nach Hause schlenderte, lag die Bettlerin da auf den Stufen zusammengekauert, den Rock über den grauen Kopf gezogen. Vielleicht schlief sie, vielleicht auch saß sie da in kummervollen Gedanken. Warum mochte sie nicht eine der Armenherbergen aufsuchen, die sich allnächtlich so gastlich allen Obdachlosen öffneten? Aber schließlich habe ich nur allzuoft in den milden Nächten der Stadt jene heimatlosen Schläfer gefunden, die so freie, wilde Naturwesen waren, daß sie die Unbilden des Wetters der Behaglichkeit eines wärmenden, sie aber für acht Stunden ihrer Freiheit beraubenden Daches vorzogen.

Jene Alte — und das war es, weshalb ich sie überhaupt je beachtet hatte — mußte einmal eine große Schönheit gewesen sein. Ja, sie schien mir sogar in einigem den holden Köpfen des Leonardo zu gleichen. Und die Runzeln und Falten ihrer erschlafften Haut waren nur wie die Risse und Sprünge in der Farbenfläche eines alten Bildes. Darunter schimmerte die ehemalige und unbegreifliche Schönheit. Und eines Tages hatten sich meine Maleraugen so sehr in diese alte Frau verliebt, daß ich meine Leinwand in Louvre eintrocknen ließ, eine neue einspannte und bei der Bettlerin stehenblieb, sie anredend und bittend, mir zu einem Bilde zu sitzen. Sie verstand mich wohl, das erkannte ich an ihren Augen, aber als ich fertig war, schüttelte sie nur den Kopf und war nicht zu bewegen, mir mit einem lauten Wort zu antworten; sie schüttelte nur ihr Nein, wandte sich schließlich ab und versank in ihr Eindämmern.

Da rückte ich kurz entschlossen am nächsten Tage mit meiner Staffelei an, baute sie am Kai auf, richtete meine Palette und begann, die Stufen und das Geländer der Brücke zu fixieren und dazwischen die unglückliche Gestalt der Alten. Die kleinen Buchhändler am Kai waren meine höflichen Zuschauer; ihre Kunden, Studenten, Gymnasiasten, wißbegierige Kaufleute, junge Maler, traten hinzu und sahen andächtig zu. Und die einzige, die unbekümmert bei allem blieb und gleichgültig an mir vorübersah, war die, die ich malte, diese schöne alte Frau, hinter deren Runzeln und Falten die holdeste Jugendschönheit schimmerte. Ich malte mein Bild in dem silbernen Ton, die die Luft dieser Stadt an frühen Herbstmorgen hat, wenn der Eiffelturm nur ein phantastischer Schatten im weißen Dunst ist, wenn die stumpfen Türme von Notre-Dame wie betaut glänzen, wenn der Strom leise rauscht und die entlaubten Bäume am Ufer voll Silbertropfen hängen. Da malte ich sie, auf dem feuchten Stein sitzend, ans nasse Geländer gelehnt, und ihr altes, schönes Gesicht, ihre grauen Lumpen fügten sich, silbern überhaucht, sanft und harmonisch in den Nebelton des Bildes.

Aber als ich am fünften Tage wiederkam, um an dem Bilde, das glücklich unter meinem Pinsel fortschritt, weiter zu arbeiten, war die Brücke leer... Die Bettlerin war nicht da. Und da die Buchhändler ihre Kasten noch nicht geöffnet hatten, gab es niemand, den ich um das Verschwinden der Alten hätte befragen können. Bis der Schutzmann des Quartiers drüben auftauchte. Der hatte mich beim Malen gesehen und trat nun zu mir und erzählte, daß er selbst im Morgengrauen die Bettlerin sterbend auf der Brücke gefunden, ins Spital gebracht hätte, wo sie alsbald verstorben sei — an Entkräftung sagte der Arzt — und daß sie im Tode verjüngt und verschönt erschienen wäre.

Ich eilte in das bezeichnete Spital. Dieser Morgen war nicht silbern und weiß, sondern rosig und goldig, frühlingshaft lau. Wie wundervoll ist das zarte Blau des Pariser Himmels, unter ihm das blasse Violett der kahlen Parks, das verblichene Weiß der tausend Statuen in den Gärten! — Das gelbe Spital war ganz von Sonne umflossen. Aber die alte Bettlerin war tot. Sie lag schon unten im Keller, in den mich ein höflicher Arzt hinabführte. Sie lag da lang ausgestreckt, und ich sah mit Staunen, daß nur ihr Kopf so alt erschienen war, vielleicht von Wind und Wetter verwüstet. Ihr Körper war der einer vierzigjährigen Frau, eines Mädchens, einer schlanken, keuschen Diana. Und des Todes süße Hand hatte auch ihre Runzeln geglättet. Eine zarte holde Schönheit, gelb wächsern, lag auf dem kahlen Tisch. Eine empfindsame Krankenschwester mochte es gewesen sein, die ihr einen Bund weißer Astern auf die Brust gelegt hatte.

Als wir hinaufstiegen, sagte der Arzt: „Es war eine arme Irre. In ihren Taschen haben wir einen alten Brief gefunden. Wollen Sie ihn lesen? Oben liegt er im Büro."

Und da las ich denn den Brief der Bettlerin vom Pont des Arts. Eine Irre? Ja, eine von Liebe zerstörte, eine wahrhaft, eine einzig Liebende — eine maßlose Leidenschaft, eine unerhörte Hingabe, das war sie. Und da ist ihr Brief, unbeholfen, kurz, hilflos, stammelnd. Und er lag in einem Umschlag ohne Adresse, denn sie wußte nicht Namen, nicht Heimat des Geliebten und mochte ihm nur geschrieben haben, um einen Druck vom Herzen los zu werden, um einmal aufschreien zu dürfen, einmal ihre Liebe zu bekennen, wenn auch ins Leere und Hoffnungslose hinaus.

„Mein Geliebter! Vor zehn Jahren heut war der Tag, als ich mit meinen Veilchenwagen an der Brücke stand, und Du bist da gekommen und hast ein Bund gekauft für vier Sous, und Du hast kein Wort gesagt, bloß die Münzen in meine Hände gelegt. Da habe ich Dich gespürt, und ich mußte Dich sehr lieben. Du bist weitergegangen über die Brücke und hattest mich nicht angesehen. Alle die Nächte habe ich bitter geweint, und meine Mutter hat mich geschlagen. Aber ich habe die Brücke nicht mehr verlassen, weil ich wartete, daß Du noch einmal darüber kämst. Heut habe ich zehn Jahre gewartet, und vielleicht werde ich noch viele zehn Jahre warten müssen. Einmal aber weiß ich, wirst Du kommen, vielleicht wirst Du aussehen wie der Tod und mich holen. Ich kann nichts tun als Dich lieben, darum muß ich davon leben, was man mir schenkt. Aber ich kann nicht arbeiten, denn ich kann keinen Gedanken von Dir fortbekommen. Ich liebe Dich über alles und warte und schreie Dir. Aber wer bist Du? Wo bist Du? Wenn Du kommst."

Und nun fehlten ihr die Worte. Dieses Glück, „wenn er käme..." war nicht auszudenken noch auszusprechen. Das war alles, das stand in dem vergilbten Brief. Sie hat nichts weiter gewußt. Sie wartete und liebte. Und ob wohl der Tod das Antlitz des Geliebten getragen hat?... Aber ihr sehnsuchtsvolles Herz ist jetzt vielleicht das schönste Präparat einer fleißigen Studentin. —



Frühling in den Bergen

Trotz Schnee und Kälte sind bereits die ersten Krokusse angekommen — die ersten Boten des Frühlings.

Die Liebe siegt

Satire von Lebedew.

Als in der Abbaukommission die Entlassung der Sekretärin Lukania aufs Tapet kam begann der Vertreter der Administration heftig mit den Armen zu fuchteln.

„Nein, nein, nein! Nur sie nicht!"

Das Mitglied des Stadtsowjets Korasim geriet in Aufregung: „Aber warum denn? Sie macht ja absolut nichts."

„Ja, aber es gibt gewisse Umstände..."

„Was für Umstände? Ist Sie schwanger? — Oder hat sie etwa fünf Kinder? — Was ist es denn?"

Der Vertreter der Administration trat zu Karasim und flüsterte, nachdem er einen furchtsamen Blick zur Türe geworfen hatte: „Sie wissen ja, daß die Lukanina — — daß Alexandrowitsch — — Nun, mit einem Wort — — Sie verstehen mich doch? — — Sie sind — — hehe — — wie Verwandte — — Verstehen Sie? — — Mann und Weib."

„Aber nichts dergleichen. Wie kommen Sie darauf? Vor nicht längerer Zeit als heute hat mich Alexandrowitsch im Flur aufgehalten und mich aufgefordert — — verstehen Sie? — hat mich aufgefordert, die Lukanina abzubauen, und Sie behaupten — —" Der Vertreter der Administration wollte zunächst vor Lachen fast ersticken.

„Komisch sind Sie, Genosse Karamsin. Ein naiver Mensch sind Sie. Könnte er Ihnen denn sagen! Ich bitte Sie, lassen Sie die Lukanina da, sie ist seine Geliebte. Verstehen Sie?"

„Verstanden habe ich zwar, aber... ich meine, daß man dieses Dämchen dennoch hinausfliegen lassen muß. Ihn beim Wort nehmen — und hinausexpedieren. Wir können doch nicht ihretwegen einen wirklich unentbehrlichen Mitarbeiter entlassen! Man muß ja auch die nützliche Seite der Angelegenheit berücksichtigen. Zum Teufel nochmal!"

Der Vertreter der Administration stellte sich auf die Fußspitzen, schob die Hände in die Taschen und begann, im Zimmer auf und ab zu gehen. „Nun, bauen Sie ab. Wie Sie wollen. Aber wundern Sie sich nicht, wenn man dann uns selbst abbaut. Uff! Nicht auszudenken, was das für ein Skandal werden wird. Sie wird übermorgen gleich wieder aufgenommen werden, und wir werden das Bad ausgießen. Alexandrowitsch kennt keine Späße. O nein. Mit ihm ist nicht gut Kirschen essen." — Karamsin stöhnte auf.

*

Der Vertreter der Administration zeigte dem Direktor die Liste der Abzubauenden. Der Direktor las bis zum Ende und wurde wütend: „Und die Lukanina? — Ist wieder geblieben? — Was soll denn das heißen?"

„Darüber müssen Sie schon mit dem Genossen Karamsin sprechen. Er hat sie als Vertreter des Sowjets verteidigt. Offenbar — — hat er seine Gründe."

„Was für Gründe? Ist er verliebt in sie? — Liebe ist Liebe, aber Dienst ist Dienst. Man kann doch nicht aus dem Dienst den Teufel was machen?"

„Er hat sie wie ein Löwe verteidigt. Sie wird sich bessern — sagte er." — „Ich weiß nicht, was ich mit ihm machen soll. Ein so ausgezeichneter Arbeiter und hat sich da in eine unsaubere Angelegenheit eingelassen. Es ist ja wahr, daß die Leute in der Liebe den Verstand verlieren. Ich möchte ihm kein Unrecht zufügen — und noch weniger ihn von der Arbeit entfernen — — —"

„Es steht nicht dafür, Genosse Alexandrowitsch. Ich glaube, daß das schon irgendwie werden wird. Karamsin ist ein Arbeiter, wie es ihrer wenige gibt. Und schon darum steht es dafür, die Lukanina dazulassen. Unbedingt!"

„Aber — warten Sie mal, ich erinnere mich gerade, daß Karamsin selbst für den Abbau der Lukanina war — Aber natürlich. Ich bin ihm im Flur begegnet, und als ich sagte, daß man die Lukanina abbauen müsse, da sagte er, daß er sich aus Freude darüber mit Händen und Füßen bekreuzigen würde. Natürlich. Also was erzählen Sie mir da? Es ist Ihnen da etwas durcheinander geraten?"

„Genosse Alexandrowitsch! Karamsin ist ein delikater Mensch. Kann er Ihnen denn sagen: Entfernen Sie die Lukanina nicht, denn ich liebe sie? Das kann er doch nicht. Er rechnet damit, daß sie selbst seine Gefühle ahnen werden."

„Das ganze gefällt mir nicht. Protektionen, kleine Rücksichten, Hintertürchen. Nun, hol euch der Kuckuck — Man muß sich mit Geduld wappnen."

*

Als der Vertreter der Administration mit seinem Bericht fertig war, stürzte er aus dem Kabinett des Direktors.

Auf dem Wege zu seinem Büro passierte er das Sekretariat, blieb am Schreibtisch der Sekretärin Lukanina stehen, oeugte sich vor und sagte mit gerunzelter Stirne:

„Ich bitte Sie, Genossin Lukanina —" Und weiter im Flüsterton: „Aber es war eine schwere Sache, Lulchen. Ich habe dich mit schwerer Mühe, mit den Zähnen fast, herausgerissen. Am Abend werde ich dir alles erzählen. Ich küsse dich, mein Kätzchen — Sei liebenswürdig zu Karamsin."

(Aus dem Russischen übersetzt von Joseph Kalmer.)

Sängerkrieg

Von K. Steinkamp.

„Paßt mal auf, ich werde euch eine Geschichte erzählen, wenigstens den Anfang, und ihr müßt nachher erraten, wie sie ausgegangen ist. Ich wohne in einer alten und engen Straße. Eines Tages zog mir gegenüber ein junger Mann ein. Er hieß Klöhn, war Sänger, hatte ein lautes Klavier und eine noch lautere Stimme. Er übte den ganzen Tag über. Das muß ein Sänger, da ist nichts dagegen zu sagen. Aber er übte bei offenem Fenster und das störte mich. Ich ertrug es drei Tage, dann wartete ich acht Tage, ob sich vielleicht jemand von der Nachbarschaft beschwerte, und gab noch dei Tage zu. Als er dann noch immer sang, ohne heiser zu sein, bat ich ihn in einem höflichen Brief Rücksicht auf die Umwohner zu nehmen. Er schrieb zurück, es gebe leider noch keine Dämpfer für Stimmritzen, dagegen gebe es Wachspfropfen für empfindsame Ohren.

Das war grob, und ich wurde es auch. Ich schrieb, wenn er das Fenster nicht zumache, so würfe ich es ihm ein. Er schrieb zurück, er würde das Fenster nicht zumachen, damit ich es ihm nicht einwerfen könne. Ich versuchte zu arbeiten und ihn zu vergessen. „Mit der Zeit gewöhnt man sich an alles," schrieb ich auf ein Plakat und hing es über meinen Schreibtisch. Aber ich gewöhnte mich nicht daran. Ich bestach die Straßenjugend, rüstete sie mit Ratschen, Trompeten, Trillerpfeifen und Trommeln aus und hieß sie einen Höllenlärm unter Klöhns offenem Fenster machen. Klöhn überschrie sie und ich hatte jetzt ein doppeltes Konzert. Ich unternahm noch mehr Versuche, alle scheiterten, bis eines Tages... So nun seid ihr an der Reihe."

„Du bist zu ihm gegangen und hast ihn erstochen, Onkel," sagte Theochen, der in den Jahren des Indianerspielens war.

„Na, wahrscheinlich hast du dich beim Hauswirt beschwert und der hat ihm gekündigt. Oder du hast ihn verklagt," sagte der Schwager Emil.

„I wo, Heini ist viel geistreicher," sagte seine Frau. — „Vermutlich hast du es irgendwie gefingert, daß ihm das Klavier gepfändet wurde." —

„Dann hätte er ja immer noch seine Kanonenstimme gehabt," bemerkte ich.

„Wie alt war er denn? Und wie sah er denn aus?" erkundigte sich Tante Emma, die das Ende meiner Geschichte als Vexierrätsel betrachtete und aus Alter und Ansehen einen Schlüssel zu bekommen hoffte.

„Also nun sag es schon!" forderte Schwager Emil ungeduldig auf. „Du siehst ja, wir erraten es doch nicht."

„Ganz einfach: Ich kaufte mir ein Klavier, nahm bei Klöhn Stunde im Klavierspielen und Singen, und dann gab ich bei offenem Fenster ein Revanchekonzert. Noch in der gleichen Stunde verließ er fluchtartig seine Wohnung und ist nie wieder zurückgekehrt." — — —



Sozialistische Ostergedanken

Was der Mann durch die Befreiung der Frau gewinnt

Auf steilem Bergweg, durch Dornen und Gestrüpp schreitet ein Mann. Es ist eine große Entfernung, die er zurücklegen muß, um eine schwere Last nach dem Gipfel des Berges zu bringen. Die Pfade sind verschlungen und schwer erkennbar, und er weiß, daß allenthalben Raubgesindel lauert, so daß er ganz daran verzweifeln müßte, das Ziel zu erreichen, das Ziel, an dem auszuruhen und reichen Lohn zu finden, seine Hoffnung und seine Sehnsucht ist, wenn ihm nicht ein Sklave zugesellt wäre. Diesem hat er den weitaus schwereren Teil seiner Last, wohl mehr als das Doppelte von dem, was er selbst trägt, aufgeladen. So wandeln sie miteinander dahin.

Nur langsam kommen sie vorwärts. Muß doch der Mann fortwährend seinen Schritt hemmen, um sich nicht allzu weit von dem Sklaven zu entfernen, der gesenkten Hauptes, keuchend und seufzend dahintrottet, ohne selbst die Verschlingungen des Weges und das Ziel der Wanderung zu kennen. Das an dem Boden haftende Auge des Sklaven nimmt nichts anderes wahr als die Unebe[illegible]en, Steine und Dornen, die sein Schreiten zur Qual mach[illegible]o daß er für das Himmelgewölbe und das ferne strahlende Ziel keinen Blick übrig hat.

Kein verständiges Gespräch, kein frohes Lied lindert den beiden die Qualen der Wanderung. Aus dem Munde des Sklaven dringen nur Seufzer und bittere Klagen, nur ungeduldige Zurufe und Flüche aus dem seines Herrn.

Diesen macht es ungeduldig, daß er gezwungen ist, um des Sklaven willen viel langsamer zu gehen, als er es vermöchte, wenn er allein wäre. Nicht nur seine Mühe, sondern auch die Gefahr, der er zu trotzen hat, wird durch diese Langsamkeit in schrecklicher Weise vermehrt. So oft er von einem Räuber angegriffen wird und von seiner Waffe Gebrauch machen muß, ist er gezwungen, nicht nur sich selbst zu verteidigen, sondern auch den Sklaven zu beschützen, der durch die allzu schwere Belastung unfähig zur Abwehr ist und darum auch keine Waffe trägt. So tapfer aber der Mann auch ficht, nicht immer kommen die beiden unversehrt davon. Trägt aber der Kämpfer Wunden davon, so grollt er nachher der unschuldigen Ursache seines Mißgeschickes und durch den Schmerz verwirrt, schlägt er wohl auch noch den Schwerbeladenen. Der aber erträgt alles ohne Widerstand, dumpfe Erbitterung im Herzen und auf den frühwelken Zügen.

Die Zeit vergeht und immer noch liegt ein großer Teil des Weges vor den Wanderern.

„So geht es nicht", sinnt der Mann in seiner Entmutigung. „Auf diese Weise kommen wir niemals ans Ziel. Ja, wenn mich der Sklave nicht durch seine Langsamkeit, seine Wehrlosigkeit und sein dumpfes Nichtverstehen so schwer hemmte! Wenn an meiner Seite statt des Sklaven ein Kamerad einherschritte, stark, waffengeübt und des Weges und Zieles kundig wie ich, dann ginge es dreimal so schnell. Aber die Bürde? Mit einem Kameraden müßte ich sie in gerechter Weise teilen, müßte also mehr auf mich nehmen, als ich jetzt trage. Vielleicht aber würde mich das nicht allzu hart drücken, ginge ein kluger, munterer Freund an meiner Seite, der mich mit traulichen Worten ermutigen, mit frohem Scherz erheitern und in den Augenblicken der Gefahr an meiner Seite kämpfen würde."

Lang hing der Mann solchen Gedanken nach. Selber geknechtet, wie er sich fühlte, fiel es ihm nicht leicht, auf die Herrschaft über einen Sklaven zu verzichten, der seiner Willkür preisgegeben war. Aber so oft er auch den Gedanken zurückwies, aus dem Sklaven einen freien Gefährten zu machen, er kam ihm doch immer wieder in den Sinn, wäre aber noch lange nicht zu klarer Erkenntnis und noch weniger zu festem Entschluß gereift, wenn nicht ganz ähnliche Wünsche und Zweifel auch in dem Gehirn des anderen zu keimen begonnen hätten.

Nun aber begann auch der Sklave in seine ewig wiederkehrenden Klagen den Wunsch und die Forderung nach Befreiung einfließen zu lassen. Der Gebieter horchte auf, zürnte und befahl dem Sklaven zu schweigen. Der aber ließ sich nur vorübergehend einschüchtern. Von Zeit zu Zeit wagte er sich doch immer wieder mit einem mahnenden Wort hervor, dem sein Herr das Ohr nicht ganz verschließen konnte, und das vielmehr mithalf, um seinen Entschluß zur Reife zu bringen.

Stück um Stück hob er erst zögernd, dann immer entschlossener von den gebeugten Schultern des Sklaven, dann half er diesem den gekrümmten Rücken aufzurichten und das Haupt emporzuheben.

Ein staunendes Lächeln erhellte die düsteren Züge des Sklaven und wurde allmählich zum Ausdruck strahlender Freude. Jetzt erkannte der Herr erst, wie schön und edel diese Züge waren. Freudig trugen nun beide die gleichmäßig verteilte Last. Worte der Verständigung und bald auch solche vertrauter Freundschaft und Zärtlichkeit wurden gewechselt und berührten wie Balsam die Herzen der beiden Wanderer.

Als aber neuerlich ein Feind sie angriff, da fand der Kämpfer mit einem Male Hilfe durch den Sklaven, dem die Verminderung seiner Bürde es nun gestattete, seine Fäuste zu gebrauchen. Sie überwanden den Gegner und entrissen ihm seine Waffe zum künftigen Gebrauch durch den Sklaven.

Nicht schwerer belastet als sein Gefährte, bewaffnet wie er, Weg und Ziel kennend wie er, war aber der Sklave kein Sklave mehr. Jetzt gab es nur noch zwei treue und liebevolle Weggenossen, die rüstig dem ersehnten Ziele entgegenschritten.

Sind nicht Mann und Frau des Proletariats allzu lange im Verhältnis von Herren und Sklaven zueinander gestanden? Daß mitunter auch die Frau dem Mann durch List und Hartnäckigkeit ihren Willen aufzuzwingen vermochte, ändert an dieser Tatsache nichts. Immer und überall hat es Sklaven gegeben, die ihre Gebieter herumzukriegen wußten. Haben sie darum aufgehört, verachtete und gepeinigte Sklaven zu sein?

Und haben die Männer sich nicht dadurch selbst aufs schwerste geschädigt, daß sie ihre Gefährtinnen so lange in Sklavenbanden hielten, statt an ihnen freie und gleichberechtigte Kameraden und tapfere Mitkämpfer zu haben? Endlich aber ist die Erkenntnis davon, wie notwendig und beglückend die Befreiung des Weibes für die ganze Menschheit wäre, in die breiten Massen gedrungen, und wenn sich auch alte Vorurteile immer wieder bedrohlich gegen das neue Wissen erheben, es kann doch nie mehr verlorengehen, weil ein großer Teil der jungen Arbeitergeneration schon damit aufgewachsen ist und ein anderer sich seiner leidenschaftlich bemächtigt hat.

Sehr viele unserer jungen Männer und Frauen können es gar nicht mehr begreifen, daß ihre Väter und Großväter so einsichtslos sein konnten, auf die kameradschaftliche Hilfe ihrer Frauen und Schwestern zu verzichten, um sich neben dumpfen Sklavinnen abzumühen, und daß ihre Mütter und Großmütter widerstandslos so harten Druck ertrugen.

Wir Alten aber nehmen es lächelnd hin, wenn unsere Kinder und Enkel sich auch ein wenig respektlos über unser früheres Verhalten wundern. Wissen wir es doch genau, daß deren junge Weisheit, auf die sie so stolz sind, nichts anders ist als das Ergebnis langer und schmerzlicher innerer und äußerer Kämpfe, die wir zu bestehen hatten.

Der Jugend fällt die Erkenntnis, um die wir so schwer zu ringen hatten, nun als reife Frucht in den Schoß. Möge sie sich daran erquicken und die Samenkörner getreulich in den Boden senken, damit die Ernte des Sozialismus um so früher, um so herrlicher aufgehe.

Therese Schlesinger.

Der Osterbesuch

„Jimmy", sagte meine Frau zu mir. Und wenn sie „Jimmy" sagt, bekomme ich es stets mit der Angst zu tun. Eigentlich heiße ich ja so, doch sonst ruft mich meine Frau stets mit dem Nachnamen. Das hat sie von den Gattinnen meiner noch bedeutenderen Kollegen gehört, die auf der Straße bei einem Auflauf oder in einem öffentlichen Verkehrsmittel wie der Trambahn oder dem Autobus alle Leute wissen lassen müssen, daß der berühmte Journalist, Redakteur, Dichter, Schriftsteller sich soeben unter gewöhnlichen Sterblichen befunden hätte. Daher rufen diese edlen Hälften stets ihre teuren Männer beim Nachnamen.

Wenn also meine Frau mich „Jimmy" benennt, dann will sie ein neues Kleid, einen neuen Hut, Zulage für die Wirtschaftskasse oder — Besuch machen Alles ertrage ich gerne. Ich leide, ich scheue keine Kosten, nur — Besuche machen, das hasse ich! Nicht weil ich ein Menschenfeind bin, o nein, sondern weil mich die Freundinnen meiner Frau langweilen. Und Langeweile vergelte ich mit Gleichem. Ich werde oppositionell, beginne spöttisch zynische Bemerkungen zu reißen, meine Frau wird über und über rot, die Freundinnen bedauern sie, sprechen ihr seelenruhig in meiner Gegenwart ihr Beileid „zu diesem Tyrann von Gatten" aus, und die Männer der Freundinnen meiner Frau erwähnten so beiläufig, daß sie kürzlich beim Amateurboxen den ersten Preis gewonnen hätten. Das finish eines solchen Besuches ist stets Krach.

Ich bin nun zu folgender Erkenntnis gekommen. Schenke ich meiner Frau Kleider, Hüte, Schuhe, dann will sie Besuche machen, damit die Freundinnen über ihren Toilettenaufwand vor Aerger zergehen. Macht sie nun Besuche und genügender Neid wird nicht bemerkbar, dann teilte sie mir auf dem Heimwege aus. Erlaube ich mir aber, die Freundinnen auf die Achtung zu verweisen, die sie meiner Gattin zu zollen haben, dann, ja dann —? Also kurz und gut, meine Frau wollte bei Cantburrys, die ein bezauberndes Weekendhäuschen in Welwyn haben, Osterbesuch machen. „Erstens schwärmt Daisy für deine Novellen, und ihr Mann will dich so gern kennen lernen." Da man Publikumsovationen gern entgegennimmt (d. h. meine Frau), so mußte ich mich fügen. Fügen ist gleichbedeutend mit drei neuen Kleidchen, drei Paar neuen Schuhen, ein Paar rosa Pantöffelchen, ein Jumperkleidchen, eine Baskenmütze, ein Autodreß, vier Handtaschen und tausend Kleinigkeiten.

Unter letztere zähle auch ich.

Wir fragten bei Cantburrys gar nicht erst an. Meine Frau hatte den neckischen Einfall, die Ahnungslosen zu überraschen. An einem herrlichen Sonntag fuhren wir von dannen. Im Hause herrschte große Aufregung. Mary, unser Mädchen, schleifte sämtliche Koffer in unseren Marmon hinunter, Puffi, unser Hündchen, bellte, meine Frau suchte alles, was sie verlegt haben wollte, und ich —, ja ich saß am Steuer.

Natürlich freuten sich Cantburrys mit uns. Ich hörte nur, wie Mr. Cantburry leise seiner Gattin Mrs. Cantburry zuflüsterte: „Das ist doch der Jiggs, der immer diesen katastrophalen Blödsinn schreibt." Er sagte es leise zu ihr hinter der angelehnten Tür. Ich hatte Pech, daß ich gerade dahinter stand. Nicht um zu lauschen, aber —: Ja, wenn eine Frau ihrem Manne einen so viel verheißenden Blick zuwirft, daß er ihr auf dem Fuße aus dem Zimmer folgt, dann hat das etwas zu bedeuten. Und tatsächlich, das hatte es. „Eine Unverschämtheit" zischte Mrs. Cantburry, „deshalb habe ich dich hinausgewinkt. Ich war zwar mit Colen Jiggs in einer Persion zusammen, doch solch eine Anmaßung. Und wir wollten das Osterfest endlich einmal allein verbringen —" Ich weiß nicht, ob ich mich ungeschickt benahm? Wenigstens meine Frau trat durch die gegenüberliegende Tür ins Zimmer und schrie mit Stentorstimme: „Jiggs, was belauschst du schon wieder?" Ich erschrak furchtbar, die Tür prallte auf, riß mich um, ich griff nach dem nahen Eßtisch, im Türrahmen standen Mr. und Mrs. Cantburrys, auf der Erde lag ich — um mich herum zerbrochenes Geschirr, das ich mitsamt der Tischdecke heruntergezogen hatte. Wahrscheinlich beim Fallen. Aber es half nichts. Mr. Cantburry rief lächelnd: „Bedeutende Männer kommen auch mal zu Fall", was ich mit Kopfnicken bestätigte. Dann wurde zusammengefegt, der Tisch neu gedeckt, das Essen aufgetragen. In mühsamer Unterhaltung brachten wir den ersten Tag dahin.

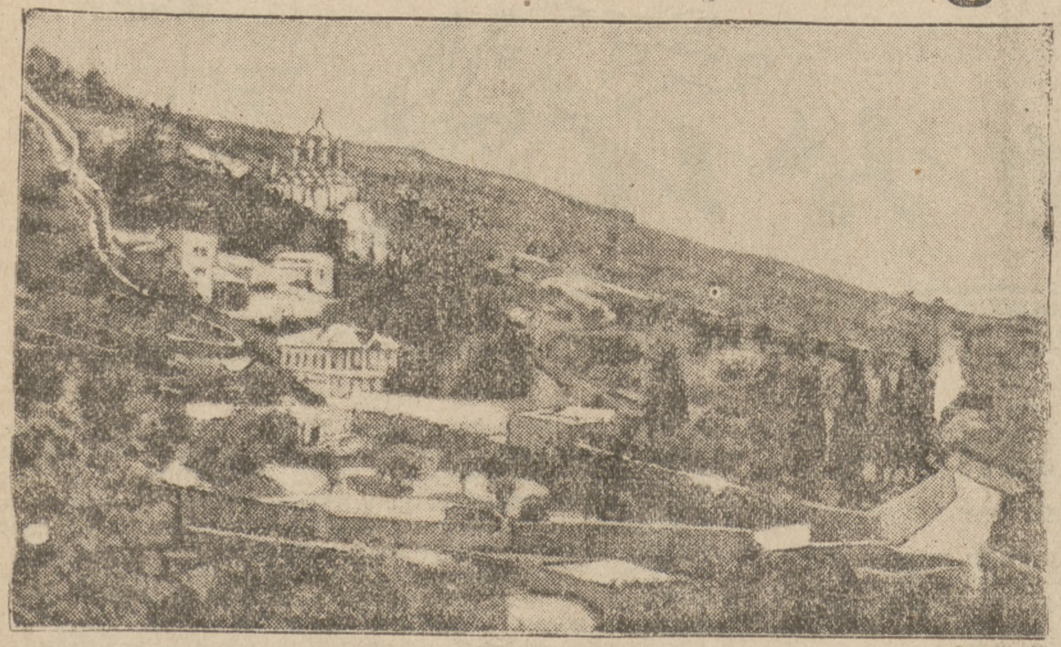
Am nächsten Morgen eröffnete uns Cantburry, daß sie plötzlich eine Einladung zu ihren Freunden erhalten hätten, und wir in ihrem Hause allein zurückbleiben müßten. Wir sollten uns jedoch durch ihr Ausbleiben keinesfalls in unserer Bequemlichkeit behindern lassen, was meine Frau mich zwang (durch einen Fußtritt unter dem Tisch) dankend mit zu quittieren. Cantburrys reisten ab. Sie wollten mein Anerbieten, mit meinem Auto zu fahren, keinesfalls annehmen. Sie meinten, daß wir den Wagen besser gebrauchen könnten. Nicht einmal zur Bahnstation ließen sie sich begleiten. „Nein, wir seien ihre Gäste und müßten unserer Erholung leben." — Das taten wir auch. Nach einer Woche sagte sich der Schwager meiner Frau mit Kindern an, dann folgten Cory Birmingham mit Hund, dann Charlie und Billy Green. Ich mußte unters Dach in eine kleine Mansarde ziehen. Alle anderen Zimmer waren besetzt. Selbst im Eßzimmer wurden nachts zwei Bettstellen aufgebaut. So ging es weiter. Bis eines Tages Cantburrys von der Reise zurückkehrten. Just in dem Augenblick mußten sie eintrudeln, als Charlie Green gerade mit seiner Luftbüchse auf den Porzellanschrank zielte, meine Frau nach den Klängen einer Jack-Hylton-Grammophonplatte Cora Birmingham um den neuesten Heebies-Jebies bemühte, das Mädchen mit dem Kinderwagen ins Freie eilen wollte und ich am rauchenden Herd saß, um ein Feuilleton über „Den Wohlgeruch der gastfreien Küche" zu schreiben Nein, Mr. Cantburry ist eine Seele von Mensch. Er begrüßte mich so herzlich, daß meine Gelenke in den Händen krachten. Mrs. Cantburry hatte ob des Wiedersehens Tränen, Tränen der Rührung im Auge. Wir aßen zusammen Mittag. Am Abend fuhren unser Besuch und wir, die wir zu Besuch waren alle zusammen ab. Das war kein Zufall. O nein! Das hatten wir sowieso vor, denn ich mußte zur Redaktion zurück. Der Urlaub war abgelaufen. Die beiden Freundinnen, meine Frau und Mrs. Cantburry, küßten sich. Ich machte nur eine kurze Verbeugung. Meine Hand schmerzte noch. Ob ich versprach wiederzukommen? Selbstverständlich? Eine Woche später schon wollte ich allein heraus, um mich über Sonnabend und Sonntag für die genußreichen Tage persönlich zu bedanken. Zu meinem Erstaunen winkte mir von weitem ein rotes Schild an Cantburrys Hause entgegen. Als ich näher kam, erstarrte ich. Mein Wagen blieb gleichsam von selbst stehen. Die Villa war zu vermieten, Cantburrys unbekannt verzogen. Wie ich später erfuhr, um keinen Pfingstbesuch von unseren eingeführten Gästen zu erhalten.

„Jimmy"!, sagte meine Frau, „ich finde es von Cantburrys rücksichtslos, uns nicht ihre neue Adresse zu geben. Aber das liegt an dir Du hättest ihre Einladung, noch länger dazubleiben, nicht abschlagen sollen." Ich zuckte verzweifelt die Achseln. Auf meinem Schreibtisch liegt ein Brief des Rechtsanwaltes, der mich im Namen Cantburrys auffordert alle Schäden in Höhe von 500 Pfund Sterling insgesamt zu begleichen Meine Frau weiß davon nichts. Wozu ihr auch die Ideale von Freundschaft und Liebe zerstören? Mich kostet es sowieso Nerven, Geld und Kleider, — zu Pfingsten wieder, zu Pfingsten!

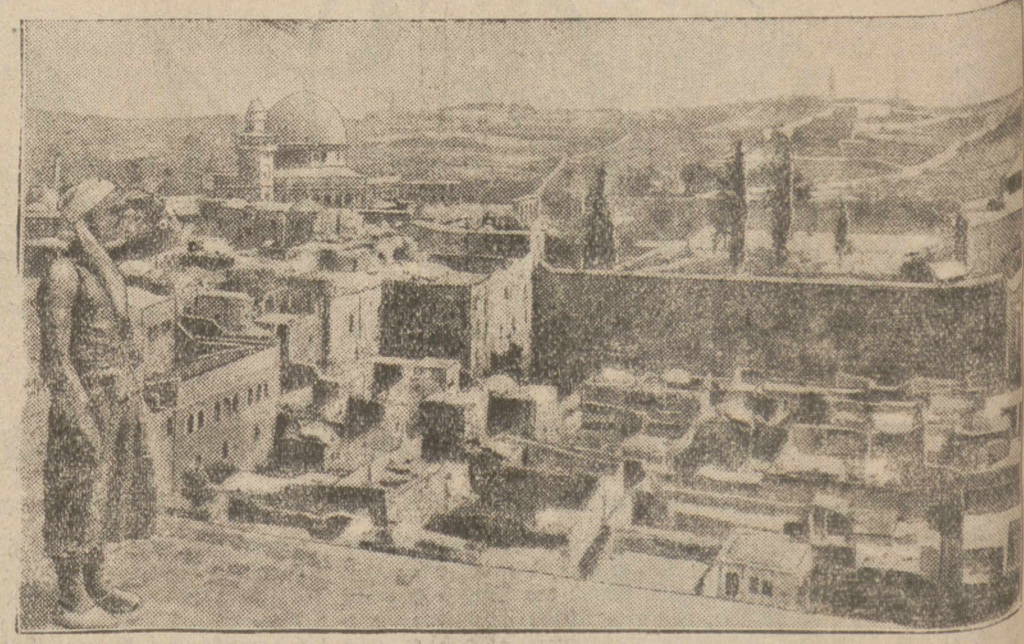


Gesunden

Heilige Stätten



Der Garten Gethsemane



Blick auf die Dächer der Heiligen Stadt

Das war so um Ostern herum

Wir langweilten uns in Susac. Nach Tagen auf den Schneegipfeln der Julinischen Alpen, nach Wochen unter slowenischen Schafbauern in der Oede einer karstigen Wüste hinter Ogulin war uns der schnelle Wechsel zur lachendblauen, frühlingsvollen Adria ein glückhaftes Geschenk gewesen. Faul haben wir in verschwiegenen buntblumigen Gärten am Rande der See gelegen. In schwülen Abendstunden sind wir durch winkelige Gassen in modrigfeuchte Weinspelunken gestiegen. Dann und wann haben wir uns auf dem breiten Korso mit glutäugigen, schwarzen Bubiköpfen geneckt. Im Hafen sind wir während sonnenloser Morgen herumgekrochen.

Jetzt aber kannten wir Susac, dieses kleine jugoslawische Tor zur Welt über den Meeren. Die täglichen Plänkeleien der südslawischen Susaker mit den italienischen Fiumern widerten uns an. Nichts interessiert uns mehr. Nicht der zu allen Tageszeiten einzigartig-schöne Blick über die spiegelglatte See nach Abbazia. Nicht das südländische Treiben. Nicht die exotischen Gewächse. Nichts, weil . . . weil wir verdammt knapp bei Kasse waren. Ein Versuch, die Geldtaschen mit einem der Streiche, die unter Landfahrern üblich sind, aufzufüllen, scheiterte. Wir waren da einem Kölner Zahndoktor — diesen Titel gab er sich — in die Arme gelaufen. Er bot uns an, mit ihm in einem Segelboot die Küste entlang zu fahren bis hinunter nach Griechenland. Den Lebensunterhalt und noch etwas mehr würden wir in den Badeorten durch Singen deutscher Lieder mühelos verdienen. Der Plan gefiel uns. Leider versagten unsere Stimmen bei der ersten Gesangsprobe.

Eines Nachmittags — es war Karfreitag — stapften wir bepackt nach dem Kai. Das letzte Geld war in Zwischendeckfahrkarten nach Sibenik, Dalmatien, angelegt. Wir wollten zu den großen Feierlichkeiten, die nachträglich anläßlich des Todes des Patriarchen der serbischen orthodoxen Kirche geplant waren. Wir waren nicht die einzigen Zwischendeckpassagiere. Zwischendeck heißt auf jugoslawischen Dampfern: Aufenthalt teils auf Deck, teils zwischen den Kabinen erster und zweiter Klasse oder vor den geschlossenen Luken der Laderäume. Neben einigen Kroaten und mehreren Inselbewohnern, deren Ziel Biograd oder die Insel Rab war, leistete uns das Musikkorps der königlichen Garde Gesellschaft. Den Musikern war im Vorderschiff Platz angewiesen worden. Zwischen Kisten und Ballen, in Gemeinschaft mit Ratten und unzähligen Schwaben, sollten sie mehr als vierundzwanzig Stunden hausen. Sie schimpften mit uns.

Was soll man tun auf einer Fahrt ohne Sicht auf die See? Man unterhält sich. Als wir, unsere serbokratischen Brocken zusammennehmend, mit einem Offizier der Garde ein Gespräch anknüpfen wollten, lachte er uns ins Gesicht:

„I bitt schön, meine Herren, reden Sie deutsch! Wir verstehn's besser. Nit wahr? Hi, Hi, Hi! Wir sah'ns allweil miteinander Deutsche!“

Wir sahen ihn erstaunt fragend an.

„Schaugens“, erklärte er. „Seine Majestät der König liebt deutsche Streichmusik. Nun, wer soll Streichmusik können im Lande der Guslen? Kann man auf einer Gusle Wagnersche Melodien spielen? Na! Nur die Deutschen können's. Demnach! Wir sind hier hundert Musiker beieinand'. Davon sind neunzig Deutsche, Bayern aus München, Weaner und a Prager Gscherter ist a da. Die anderen sahn's zwa Russen, a Rumäne und nur siebene Serben, die Blasinstrumente spielen. Hi, Hi, Hi!“

Wir lachten mit.

„Uns geht da nix ab“, berichtete er weiter. „Daheim sahn' wir eh arbeitslos. Darum sahn's wir wieder unters Militär gegangen. Wir sah'n Soldaten, ja. Aber dös Gehalt wie die Zivilbeamten haben wir. Und dös ist allweil die Hauptsach'! Unser Wohnort ist Belgrad. Heut' fahren wir gen Sibenik, an Platzkonzert zu geben . . . Fahren's a dahin, meine Herren?“

Die Luft wurde uns zu stickig. Wir flüchteten auf Deck. Gleichmäßig stampften die Maschinen. Silbern spritzten vom Bug Spritzer der zerteilten See. Schemenhaft geisterten Inseln, dunkle Flecken am Horizont, vorbei. Hell zackelte ein großer Mond über ferne Küstengebirge auf. Schwarze Dampfer tuteten in der Ferne.

Als die Sonne schüchtern aufstrahlte, legten wir in Biograd vor Anker. Im Hafen dampften neue Kanonenboote. Rekruten kamen an Bord. Und Frauen und Mädchen mit Marktwaren. Wieder stampften die Maschinen. Wir lotsten durch ein Inselgewirr. Feigenwaldungen, Piniengebüsche, kahle Berge, einsame Eilande mit seltenen Kakteen, hohe Agaven, alte Kastelle erstanden vor dem staunenden Auge. Dann glitten wir ruhig durch die grüne See. Auf einmal krachten Salutschüsse! Flaggen signalisierten. Ein Fjord wies nach der versteckten Terrassenstadt Sibenik. Auf den Plateaus unsichtbarer Forts eilten Matrosen. Eine Wache salutierte. Die Sirene unseres Dampfers schrie auf. Wir waren am Ziel!

Ostersonntag riefen in aller Frühe die Glocken der vielen Kirchen und Tempel die Gläubigen zum Gebet. Wir traten auf eine weißstaubige Straße. Große, kräftige, braungebrannte Bosniaken und Kroaten trieben mit monotonem Geschrei und lautem Peitschenknallen den Bazaren zu. Jungtürken, die Hände in weiten Pluderhosen vergraben, die lange Pfeife oder eine unvermeidliche Zigarette im Mundwinkel, schritten würdevoll zur Moschee. Unverschleierte Jungtürkinnen trippelten hinterher, Bauernweiber mit pergamentener Gesichtshaut schleppten auf den Köpfen Körbe mit Waren zum Feiertagsmarkt: Frühfrüchte, Salate, geschlachtete Hammel und Lämmer, Hühner, Froschschenkel, Fische, auch kostbare Webwaren. Männer priesen lärmend am Spieße gebratene, saftige Hammel aus. Die Stadt roch nach Feiertag und nach Geschäft. Die Feierlichkeiten um den toten Kirchenfürsten versprachen doppelt guten Absatz und hohe Gewinne, denn der Pilger und Kirchenbesucher waren gar viele gekommen. Das Fest trat zurück, Handel und Profit war Trumpf!

Zwischen der Messe und dem Hochamt war auf dem weiten Marktplatz regstes Treiben. Da wurde gekauft und verkauft, gehandelt und gefeilscht. Juden jammerten, wenn jemand die Preise drücken wollte. Griechen betrogen lachend ihre Käufer. Armenier — kein Mensch weiß, woher diese gerissene Bande allemal kommt — hauten alle gründlich übers Ohr. Hinter den Bazaren war eine Arbeiterkolonne mit Kabelziehen beschäftigt. Nach jedem zweiten Ho und Ruck schnauften sie minutenlang aus. Einige Zieher nützten die Gelegenheit und krochen schnell zwischen die Verkaufsbuden. Sie wurden nicht wieder gesehen. Heute war Feiertag! Ihrer Meinung nach hatte es mit dem Kabel Zeit. Warum beeilen? Der verantwortliche Aufseher rang fluchend die Hände. Aber das half nichts. Nach einer Stunde mangelte es an Leuten. Das war für uns das Signal! Da war Geld zu verdienen! Für hundert Dinar versprachen wir, zuzupacken. Der Aufseher befahl eine Pause. Und nach langem Feilschen nahm er in seiner zwingenden Ausweglosigkeit unser Anerbieten an. So schnell hatten wir noch nie unser Geld verdient. Wohl waren unsere Hände blutig gerissen, aber wir hatten 95 Dinare! Porco Dio! Damit ließ sichs einen Tag leben!

Während des Hochamtes im Prachtbau des Domes tönte wüster Lärm und aufpeitschende Musik aus schmutzstarrenden Lokalen. Männer und Frauen gierten betrunken um bauchige Fässer... Kinder, in Lumpen gehüllt, hockten in Scharen auf felsigem Boden in engen lichtlosen Gassen. Hausfrauen entfachten ein offenes Holzfeuer in schon verrußtem Raume und bereiteten, halb erstickend durch schwelenden Rauch, das primitive Morgenmahl, Polentasterz in Wein gekocht und mit Hammelfett übergossen.

Uns riß eine Herde blökender schwarzer Hammel, die aus den Gassen quollen, schier um. Ein alter, wetterharter Hirt flötete ihnen, um sie auf armselige, bergige Weidegründe zu begleiten.

Ostwind brachte von den trostlosen Steinfeldern des nahen Karstgebirges feinen, mehligen Staub, der durch alle Ritzen dringt. Bald waren die edlen, hellgrünen Blätter der wenigen Feigen- und Orangenbäume fingerdick mit Kalkstaub bedeckt. Die Sonne strahlte unerbittlich vom azurblauen All.

Da stellte sich unter schattenspendendem Geäst uralter Platanen das Musikkorps der königlichen Garde auf. Und dieweilen unter Vorantritt des Priesters eine Gebete murmelnde Schar eifriger Gläubiger rituellen Brauches gemäß zum Hafen hinabstieg, verhallten die herrlichen Töne Wagners und Smetanas ungehört.

Wir aber lauschten und wanderten dann versunken einem fernen Ziele zu.

Das Osterwunder

Der frühere österreichische k. u. k. Feldzeugmeister Wenzel Nabroschil aus Komotau heiratete nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie eine Brauerstochter aus Pilsen, die eine Mitgift von mehreren tausend Kronen hatte, und ließ sich mit ihr zwecks Ausschanks schwiegerväterlicher Hopfenerzeugnisse am Fuße eines ruinengekrönten, heiligen Berges nieder. Unzählige steinerne und hölzerne Standbilder heilig gesprochener Märtyrer säumten den schmalen steinigen Bergweg ein. Alljährlich an den hohen kirchlichen Festtagen strömten Tausende von gläubigen Wallfahrern hierher, um von Leidensstation zu Leidensstation, von Kapelle zu Kapelle kniend zu rutschen ihre vielperligen Rosenkränze durchbetend und die Fürsprecher bei Gott um Erfüllung kleinlich-irdischer Wünsche anrufend. Wenzel Nabroschil stand sich dabei nicht schlecht. Bei trockenem, sonnendurchgluteten Wetter kamen die Pilger mit durstigen Kehlen zurück. Dann floß aus den blinkenden Bierhähnen ein unendlicher Strom von vielbegehrtem Pilsener. Nabroschil war deshalb mit seinem Schöpfer und dessen wundertätigen Heiligen sehr zufrieden. Er hielt es mit den mittelalterlichen Ablaßkrämern, die da sagen: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Feuer springt.“

Man kann nun vielleicht der Ansicht sein, zum vollen Glück des ehemaligen k. u. k. Feldzeugmeisters habe rein gar nichts gefehlt. Aber leider schwimmt in jedem noch so hellen Wasser eine eklige Kaulquappe. Auf jeden Fall wußten böswillige Ortseinwohner erheblich mehr als Wenzel selbst. Nur dunkel ahnte Wenzel, daß etwas faul sei. Mit starkem Mißbehagen stellte er alle vierzehn Tage einen Abgang von Tabak und Zigarren, prima geräucherten Würsten und Flaschen besten Rheinweins fest, ohne daß er den geheimnisvollen Abnehmer ausfindig machen konnte. Dabei war doch alles doppelt unter Verschluß gehalten. Den einen Schlüssel besaß Wenzel selbst und den zweiten seine Frau. Sollte sie etwa . . . Unsinn! Immerhin, der Zweifel streckte mehr und mehr seine drohenden Arme aus. Die Frau hatte arme Verwandte. Aber dann hätte sie doch mit Paketen nach der Post laufen müssen. Das tat sie aber nicht. Hungernde Dorfbewohner kamen nicht in Frage. Ringsum hausten nur satte Bauern. Der junge Steuereinnehmer Josef Kluttig? Nein — mit 300 Kronen Gehalt hat man nicht nötig zu stehlen. Ein Hans in allen Gassen soll der Steuereinnehmer ja bei den Weibern sein und ein Windhund dazu. Aber was hat das ausgerechnet mit Nabroschils Würsten und seinem Tabak zu tun?

Wenzel überlegte: „Wie wär's wenn du einmal deinem Namenspatron den Fall vortragen würdest? Gott ist allwissend. Er wird dir bestimmt einen Fingerzeig geben. Die Gäste reden ja so oft von Wunder und Offenbarungen. Warum solltest du nicht auch einmal eine Offenbarung erleben?“

Am frühen Ostermorgen nimmt Wenzel einen Anlauf und pilgert gläubigen Herzens auf den Berg zur Kapelle des heiligen Wenzel. Die andern buntgeschmückten Apostel läßt er links liegen. Mit ihnen will er nichts zu tun haben. Den Rosenkranz seiner Frau zwischen den Fingern murmelt er einige Vaterunser. Dann trägt er seine Bitte vor. Aber Denkmäler reden im allgemeinen nicht. Mit mitleidslosem Lächeln oder kaltem Hohn sehen sie auf die Beter herab. Der Kniende verspürt schon einen stechenden Schmerz in den Beinen. Es kommt ja schließlich nicht oft bei ihm vor, und Ausdauer macht den Meister. Der steinerne Wenzel schweigt. Mühsam verbirgt Nabroschil seine Ungeduld. Flüche drängen hinter seinen Zähnen.

Da fegt ein Windstoß aus dem Tal über den Berg, nimmt seinen Weg durch die Kapelle, raschelt im verblichenen rotsamtenen Mantel des Heiligen und — — was ist das? Flattert da nicht ein Zettel aus der Hand des steinenen Mannes? Wahrhaftig! Gott hat durch die Hand des heiligen Wenzel schriftlich Hilfe zugesagt. Wenzel Nabroschil traut seinen erstaunten Augen nicht. Er kneift sich ins Bein. Doch es ist alles in Ordnung. Den Schmerz verspürt er, und da liegt das Papier vor ihm. Ist es tatsächlich für ihn bestimmt? Geschehen noch immer Wunder — heute — im Maschinenzeitalter? Doch warum zweifeln, Wenzel? Da leuchtet ja die Botschaft. Deine Bitte ist erhört. Zitternd hebt Nabroschil den Zettel auf, tastet sich damit ins Sonnenlicht, streicht sich über die Augen und liest: „Dir kann geholfen werden. Komm um 8 Uhr morgens nach dem Heuschober! Dort soll dein Wunsch in Erfüllung gehen!“

Wenzel überlegte nicht lange. Er stürmt davon. Das Papier entfällt seinen Händen, rollt noch einige Meter weit weg und legt sich auf den Rücken, gleichsam die göttliche Offenbarung vor profanen Blicken verbergend. Nabroschil springt in großen Sätzen den Abhang hinab. Nun ist er schon am Heuschober. Vom Kirchturm dröhnt es eben 7 Uhr. Noch eine Stunde. — — — —

Der Steuereinnehmer Josef Kluttig, ganz Osterfreude, betastet den heiligen Wenzel. „Wie“, denkt er, „keine Antwort?“ Er sucht drinnen in der Kapelle und draußen. Da liegt noch das Papier. Gut, sehr gut. Und dann im Sturmschritt nach dem Heuschober! Vom Kirchturm dröhnen eben zwei dumpfe Schläge: halb acht. —

In eiligem Lauf, mit Päckchen beladen, verläßt eine Frau die Dorfstraße. Ueber Wiesen und Felder läuft sie, immer sich umsehend, dem Heuschober zu. Eben rollen acht Glockentöne übers Land. Die Stunde des Gebetes ist da, Gott ist pünktlich.

Was bliebe noch zu berichten? Die Ereignisse überstürzten sich. Nabroschils Ehehälfte schrie auf und sprang aus dem Heu. Irgendwie hatte ihr der Wind die Kleider in Unordnung gebracht. Dann kniete ein Dritter, Nabroschil selbst, an der Stätte. Es sah nicht gerade so aus, als ob er betete. Drohende Fäuste streckten sich zur Kapelle des heiligen Wenzel empor.

In der folgenden Nacht brannte der Heuschober nieder.

Wenn später wieder einmal Gäste von Wundern erzählten, machte Nabroschil einen derartigen Lärm mit den Biergläsern, daß die Pilger Höllenmusik zu vernehmen meinten.

Die ertappte Sünderin muß sich wohl statt des heiligen Wenzel einen andern Fürbitter suchen.

Alfred Ernst Neumeister.

Osterlegende

Und es begab sich: Als aber der Heiland auferstanden war große Freude unter den Menschen, denn sie glaubten, daß er nicht mehr auf der Erde wandeln würde, sondern überirdisch entschweben ins Grenzenlose. Da war auf einmal wieder der Heiland unter den Menschen und trug einen Rock wie die anderen Bewohner des Landes, aß und trank, wie jeder auf Erden, freute sich und klagte, wie sonst die Sterblichen, arbeitete auf dem Felde und in der Werkstatt und mühte sich gleich einem Armen. Dann aber wusch er den Schweiß von der Stirn, reckte sich gen Himmel und lehrte die Unmündigen eine neue Hoffnung.

Ich bin gekommen, daß alle Menschen auferstehen; denn diese Erde ist die helle Kammer des Lebens, ihr aber machtet sie zur sonnenlosen Gruft des Todes. Und der Heiland ging zu den Menschen, und wo er einen traf, siech am Schicksal und zerbrochen durch die Qual des Daseins, sprach zu ihm: „Auferstehe — zeuge dir dein Leben!“ Er kam zu einem Sklaven, der trug Ketten an den Füßen und schmiedete köstlich Eisenwerk für seinen Herrn. Da sagte der Heiland zu dem Sklaven: „So recht mit Kunst führest du die Feile für das Gerät deines Herrn — warum aber vergaßest du, die Ketten an deinen Füßen durchzufeilen? Auferstehe, o Sklave, und löse die Kette.“ Der Sklave aber sah kaum von der Arbeit auf und antwortete dumpf: „Das Gesetz verbietet es die Kette zu durchfeilen. Was würde es mir auch frommen, wenn ich frei wandelte. Ich müßte verhungern; denn kein Herr gibt dann Brot und Trank.“ Der Heiland hörte es und seufzte tief. Er ging aber weiter und traf auf zwei Haufen Menschen. Die stürmten wieder einander und zerfleischten sich. Blut rann aus dem Born des Lebens. Sie nannten es aber Krieg. Da trat der Heiland unter sie und rief den Rasenden zu: „Warum zerfleischt ihr euch? Was tatet ihr euch zu Leide? Gebt Frieden und freut euch — erwacht aus eurem tobenden Tode. Seid tapfer und wagt es, aufzustehen.“

Die Haufen aber schrien wider ihn und schmähten ihn: „Hochverräter — Schänder der Majestät — Zerstörer des Vaterlandes. Befahl uns nicht unser König zu kämpfen!“ Und sie durchbohrten sich weiter die Leiber, voll Grimm und Brunst.

Der Heiland aber ging weiter und dachte traurig bei sich: wie schwer es doch ist, die Lebenden zu lehren, daß sie auferstehen sollen. Ein Bettler lief ihm über den Weg. Erschöpft fiel er nieder unter einem Baum, der voll hing, mit prangenden Früchten beladen. „Dich hungert“, sprach der Heiland, „labe dich an diesen Früchten und deine Seele wird auferstehen, wie dein Leib.“ Der Bettler aber wies den Versucher zurück: „Da sei Gott vor, daß ich stehle. Diesen Baum habe ich gepflanzt, aber er gehört dem Reichen im Dorfe. Ich darf ihn nicht berauben.“ Es fiel aber eine Frucht vom Baum, die war faul und von Würmern zerfressen. Die raffte der Bettler auf und verschlang sie gierig.

Der Heiland fragte ihn lächelnd: „Warum stiehlst du die Frucht nun, da sie krank ist und deinem Leben verderblich?“ Der Bettler antwortete: „Das ist die Frucht für die Bettler. So will es das Gesetz. Ich habe sie nicht gestohlen, sie gehört jetzt mir. Der Reiche im Dorfe ist barmherzig und gibt jedem das Seine.“ Der Heiland beugte sein Haupt und dachte bei sich: Sie pflanzen Früchte und ernten Moder — sie haben es verlernt, aufzuerstehen. Warum lebe ich doch selber, daß ich die Menschen nicht lehren kann — das Recht und die Kraft der Auferstehung.

Unter den Großen im Lande aber entstand ein schlimmes Raunen: „Der Heiland geht wieder um und verführt die Menschen. War es deshalb, daß wir ihn endlich zu Tode brachten? Wie fangen wir nun den Auferstandenen, der so gottlos ist, den Himmel zu verachten und auf Erden Aufruhr stiftet. Heilig ist, was aufersteht, aber der Heilige hat kein Recht auf diese unheilige Erde. Er fahre gen Himmel!“

Doch der Heiland blieb auf Erden und mahnte die Menschen und ging unverwundbar durch die Reihen der Häscher und Henker. Aber sein Herz war betrübt, denn seine Worte waren vergebens. Dennoch sprach er zu sich: „Ich weiche nicht, die Menschen müßten denn zuvor auferstehen.“ Und er traf in einer Wüste einen Mann. Der schlug sich die Brust, peitschte die Lenden, er bohrte spitze Pfeile sich ins Gehirn. „Was treibst du da?“, fragte der Heiland. „Ich diene dem Heiland“, erwiderte er und spie blutigen Schaum. Der Heiland aber sprach: „Ich sage dir, Heil will der Heiland und Helle.“ Der Mann jedoch schrie: „Fort mit dir, teuflischer Versucher, du willst mich um mein Seelenheil betrügen, auf daß ich ewig brenne in der Hölle. Ich büße für den Himmel.“ Dem Heiland erstarb das Herz. „So schaffen sich die Menschen“, sprach er, „die Hölle auf Erden, um der Hölle ihres Wahns zu entfliehen. Sie wissen nichts von Auferstehung. Ihre feigen Gemüter sind voll Marter und Tod.“ Und wie er noch so sann, fand er sich mitten unter finsteren Menschen. Die schleppten ein Weib, die großer Sünde erkannt war, und gedachten sie zu steinigen. Da breitete der Heiland die segnenden Hände schützend über die große Sünderin und rief: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!“ Da erhoben sich die Menschen und in einem raschen gemeinsamen Bündnis tückischen Verhehlens nahm jeglicher einen Stein, blickten feig und herrisch und warfen auf die große Sünderin, bis sie verendete. Nur einer raffte keinen Stein: denn er war der einzige ohne Sünde, und es ekelte ihn in seinem reinen Herzen, Menschen zu richten. Da fielen die anderen über den einzigen her und schrien: „Wie sündig muß er sein, daß er nicht wagt, die Sünder zu steinigen.“ Und sie steinigten ihn, bis er verendete. Da weinte der Heiland mit unsichtbaren Tränen, daß der einzige gerechte Jünger ihm geraubt, und verzweifelte an den Menschen und mochte nicht mehr auf Erden sein. Und er beschloß bei sich, zu verlöschen für alle Zeit. Und auf einmal sank er um und kein Leben war mehr in ihm. Die Menschen aber erschraken und brachten ihn in die Felsengruft und bewachten den Leichnam Tag für Tag, ob er nicht dennoch wieder auferstünde. Aber es geschah nicht, sondern der Körper zerfiel wie der eines wirklichen Menschen. Da flüsterten die Wächter des Todes zueinander: „Sehet, der steht nicht mehr auf, er wandelt nicht mehr unter uns und verfolgt uns nicht mehr mit seinen Augen. Mit dem können wir fürder tun, was wir wollen!“

Und sie fielen auf die Knie, jubelten laut und riefen: Lasset uns Ostern feiern! O, Völker, folget uns und dienet uns — den Gläubigen, Geweihten, Sendboten des auferstandenen Heilands.“

Oster-Auferstehen

Ostern! — Das ist ein Auferstehen,
Die Knospe will sich entfalten,
Der Keim die Scholle spalten,
Er will die Sonne sehen.
Der Winter kann ihn nicht halten,
Der Winter muß vergehen.
Das Leben ist neu —
Das Leben ist ewig.

Ostern, — das ist ein Auferstehen,
Einst haben sie Feuer gezündet
Der Göttin, die sich verbündet
Dem Lenz und des Lichtes Steigen.
Ostara! Ein Vogelruf kündet:
„Wir bauten das Nest in den Zweigen!“
Das Leben wird neu —
Das Leben ist ewig.

Ostern, — das ist ein Auferstehen,
Der Liebe, die sie begraben,
Ans Kreuz geschlagen haben
In alten, in unsern Tagen.
Noch immer krächzen die Raben,
Wir wollen es länger nicht tragen,
Das Leben wird neu —
Das Leben ist ewig.

Ostern, — Wir wollen auferstehen!
Wir, selbst noch im Dunkel Verlorne,
Wir wollen für Ungeborene
Zum Kampf um die Freiheit gehen,
Daß sie als Auserkorne
Den leuchtenden Frühling sehen.
Das Leben wird neu —
Das Leben ist ewig.

H. L.

Kosaken im Tempel

Feierlich hallte das Ostergebet durch den weiten, dichtgefüllten Tempel. Gesichter voll Not und Sorge, die sich in Stirnfalten und bleichen Haaren lagern. Ein ewiges Gebet von Geschlecht zu Geschlecht, Erdennot und Menschenleid abzuladen vor dem Allerhöchsten. Der Zeiten Leid und Jammer versteinerte die übermenschliche Schweigekraft. Die dichtgedrängten Reihen der Gläubigen umschloß das altehrwürdige Gebäude sichernd mit seinen vier Türmen. Die Gläubigen schickten mit erhobenen Händen ihre Gebete empor.

In der Tiefe brannte verloren ein rotes Licht.

Die Bundeslade, darauf die zehn Gebote, wurde geöffnet. Lauter und inbrünstiger ertönten die Gebete.

Funkelnd und klingend fielen die mit Silberstickerei und Schellen besetzten Vorhänge zurück.

Hinter der verzierten Umgitterung der Galerie beteten die Frauen, wähend eine unsichtbare Stimme unter dem Altarhimmel den Lobgesang anstimmte. In makelloser Reinheit entstieg der Tiefe das Lied. In schwebender Höhe hielt das Gewölbe zerschmelzenden Gesang.

In die Andacht und das Flehen der Gebete dröhnte plötzlich herangaloppierendes Pferdegetrappel, übertönt von scharfen Kommandorufen. Wie herumgeworfene Baumkronen im aufziehenden Gewitter wandten sich die Köpfe der Menschen herum.

Angst und Schrecken sprangen in ihre Gesichter. Polternd flog die Kirchentür auf und eine Eskadron Kosaken drang in die dichtgefüllte Synagoge ein.

Zwei zu zwei brachen sich die Reiter im Mittelgang Bahn.

Die Hufe der Pferde warfen ein donnerndes Dröhnen gegen das Gewölbe.

Die schwarzen, runden Pelzmützen, die vollgestopften Patronentaschen auf den Mänteln, die krummen, schweren Säbel, die bleigefüllten, sausenden Knuten und die halbwilden Pferde ließen die Gläubigen verstummen und erbleichen. Nur die Stimme des Sängers im österlichen Lobgesang erklang weiter, bis auch sie jäh abbrach.

„Halt!“ schrie der Offizier.

Die Reiter hielten ihre Pferde an.

Vom Eingang bis zu den Altarstufen standen die Kosaken.

In dem atembeklemmenden Schweigen trat plötzlich der Kirchendiener dem Offizier entgegen.

„Warum — euer Hochwohlgeboren — kommen Sie uns im Gebete stören?“

Die zu Tode erschrockenen Gläubigen hörten den empörten Kirchendiener seine Worte dämpfen und die Selbstbeherrschung wiederfinden.

Keiner hatte an einen Widerstand oder nur an eine Widerrede gedacht.

Niemand hatte dem Alten soviel Unerschrockenheit und Mut zugetraut.

„Sofort gebt ihr das Blut des geschlachteten Kindes heraus.“

Wie Peitschenhiebe trafen die Worte die Gläubigen. Die Frauen rangen aufschreiend die Hände. Die Männer vergruben ihre Gesichter und bedeckten ihre Augen mit geballten Fäusten.

Ungeduldig scharrte das Pferd des Offiziers und stampfte mit den Vorderbeinen die Steinfliese, das Funken spritzen.

„Wessen Kind? — Wessen Blut?“ — erwiderte der Kirchendiener und reckte seine verwachsene Gestalt höher.

„Du redest noch, Kanaille! — Du willst nicht wissen, daß ein Kind verschwunden ist?“

„Das Kind wird sich so sicher wieder einfinden, so sicher es verschwunden ist!“ — rief der Rabbiner zurück. Euer Hochwohlgeboren können nicht eher einen einzigen Tropfen Blut über unsere Hände gießen, als bis ein einziger Tropfen Wahrheit für ein verschwundenes Kind gegeben ist!“

„Du alter Lump! — Das Blut des Kindes ist hier versteckt und ich werde es euch zeigen!“

„Hier ist kein anderes Blut als das in unseren Adern!“

„Schweig, du Hundesohn! — Man reiche mir das Gefäß dort her!“

Der Kirchendiener stellte sich dem Offizier in den Weg.

„Das ist der geweihte Wein, Euer Hochwohlgeboren!“

„Wein oder Blut! — Wer will es unterscheiden?“ lachte satanisch der Offizier, der sein Pferd in die Weichen stieß und vor dem Altar aus dem Sattel sprang.

Er öffnete den kleinen Schrein und holte eine Fiole hervor, deren rotdurchsichtige Flüssigkeit er gegen das Licht schwenkte.

„Das ist der geweihte Wein, he?“ brüllte höhnisch der Offizier und wandte sich mit peitschender Stimme an seine Leute.

„Paßt auf, daß uns keiner entfliehe! — Schießt jeden nieder, der zu entwischen sucht! — Mann, Frau oder Kind!“

Die Kosaken lockerten ihre Pistolen.

„Das ist also der geweihte Wein?“ wiederholte der Offizier.

„Was soll es anderes sein, Euer Hochwohlgeboren?“ stotterte der Alte mit zitternder Stimme.

„Hier, sauf ihn aus!“

Mit unerschrockenem Achselzucken ergriff der Alte das heilige Gefäß.

Schmerzgebannt versanken die Gesichter der Gläubigen in die Gebetsmäntel.

Der Alte hob mit angehaltenem Atem das Gefäß an seinen Mund. Als die Flüssigkeit seine Lippen berührte, entfuhr seinem Munde ein furchtbarer Schrei:

„Erbarmung! — Gerechter Gott!“

Seine Hände suchten nach einem Halt und griffen wild um sich. Das Gefäß zerklirrte am Boden und ohnmächtig brach der Alte darüber zusammen.

Der rote Wein breitete sich zu einem großen, runden Siegel vor dem Altar aus.

Die Menge wälzte und krümmte sich in Schreien und Verwünschungen.

Da schritt der Rabbiner hinzu, um den Bewußtlosen vor den Stiefeln des Offiziers zu schützen.

„Euer Hochwohlgeboren sind Soldat! — Ein Soldat sollte Blut von Wein zu unterscheiden wissen!“

Mit höhnischem Lächeln zeigte der Offizier seine Zähne, als sollten sie beweisen, daß sein Lachen der Anfang und das Ende einer scheußlichen Schurkerei wäre.

Gemählich stieg er in den Sattel. Mit breiten Nasenlöchern zog er den Geruch des Weines ein.

Dann erteilte er seinen Kosaken den Befehl, die Synagoge zu verlassen.

Schwer rasselten die schweren, krummen Schleppsäbel über die Treppenstufen und von den Steinfliesen des Altars dampfte der Kot der Pferde.

(Deutsch von C. P. Hieszgen.)

Osterwasser — Plapperwasser

Dem Osterwasser werden noch mancherlei geheimnisvolle Eigenschaften zugeschrieben. Es wirkt reinigend aufs Blut ein, schützt vor Krankheiten, macht die Mädchen schön, verhilft zu einem Manne — und was es nach dem Volksglauben noch für gute Eigenschaften haben soll. Allerdings ist es erforderlich, daß beim Schöpfen des Osterwassers niemand auch nur ein Wörtchen spricht oder einen Laut von sich gibt. Kann ein Mädchen beim Wasserschöpfen den Mund nicht halten oder lacht sie sogar, weil daneben junge Burschen allerlei Späße treiben, so ist es mit dem Zauber des Osterwassers aus. Ein Mädchen, das auf diese Weise die Wirkung des Osterwassers verhindert hat, erhält in manchen Gegenden, so im Harz und in Thüringen, von den Mädchen und auch von den Burschen eine Strafe zudiktiert. Ihr wird das aufgesammelte Osterwasser, das nun doch nicht mehr zu gebrauchen ist, vor das Haus gebracht und dort ausgeschüttet, wobei Rufe erschallen wie: Wir bringen der Plapperliesel das Plapperwasser.

Ostern im Goethe-Jahr

Fausts Osterspaziergang.

Um Ostern herum

Geschichte des Osterfestes.

Die römische Kirche feierte das Auferstehungsfest bereits im zweiten Jahrhundert am ersten Sonntag nach dem ersten Vollmond nach Frühlingsanfang. Die morgenländischen (kleinasiatischen) Gemeinden, die natürlich dem Judentum nahestanden, weil sie vorwiegend daraus hervorgegangen waren, aber hielten an ihrer alten Sitte fest, das Leiden und Sterben, sowie die Auferstehung Christi stets an denselben Monatstagen zu begehen, an denen die Juden ihr Passahfest hatten. Die Gemeinden des Abendlandes (die römische Kirche) wollten jedoch nichts davon wissen, sie hielten sich an die Wochentage, an Freitag und Sonntag. Wegen dieser abweichenden Auffassung brach schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts ein Streit aus, der mit großer Erbitterung geführt wurde und sich durch mehrere Jahrhunderte hinzog. Die ersten Verhandlungen über diesen Gegenstand wurden bereits im Jahre 160 zwischen dem Bischof Polykarpus von Smyrna als Vertreter der kleinasiatischen Gemeinden und dem römischen Bischof Anicetus geführt. Als dann im Jahre 190 Bischof Victor von Rom den kleinasiatischen Christen die römische Sitte der Osterfeier bei Strafe des Bannes anbefahl, ohne damit Erfolg zu haben, trat eine völlige Spaltung ein. Vermittlungsversuche von seiten des griechischen Kirchenvaters Irenäus, eines Schülers des Polykarps von Smyrna, blieben erfolglos. Ueber ein Jahrhundert bekämpften sich die beiden Richtungen mit den heftigsten Streit- und Schmähschriften. Je nachdem, wie die Bischöfe der einzelnen Gemeinden darüber dachten, feierte man Ostern bald nach der einen, bald nach der anderen Berechnung. Im dritten Jahrhundert galten diejenigen, welche noch am 14. Nisan festhielten, geradezu als Ketzer. 325 wurde dann unter Konstantin dem Großen, der das Christentum zur Staatsreligion erhob, auf dem Konzil zu Nicaadre Ostertermine auf den Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond festgesetzt. Jede andere Feier galt von nun an als Ketzerei, obwohl die Kleinasiaten sich auf verschiedene alte Zeugnisse, namentlich auf das des Apostels Johannes, beriefen. Nach dem Beschluß von Nicäa sollte von jetzt an die Berechnung von Alexandria für die gesamte Christenheit maßgebend sein und Ostern somit nicht vor dem 22. März und nicht nach dem 25. April fallen. Da aber die römischen Bischöfe wiederholt diese Berechnung nicht anerkennen wollten, dauerte der Streit fort, bis endlich zur Zeit Karls des Großen der Alexandrinische Kanon von der ganzen Christenheit angenommen wurde. Bei der Festsetzung des Ostertermins war nicht bedacht worden, daß für den Zeitpunkt des ersten Frühlingsvollmondes nicht weniger als 378 verschiedene Stellungen des Mondes zur Erde und zur Sonne in Rechnung zu ziehen seien. Auf diese Weise kommt es vor, daß zwischen der kirchlichen und astronomischen Berechnung des Termins ein Zwiespalt entsteht und zwar jedesmal, wenn der Frühlingsanfang und der Vollmond zugleich vor den 22. März fallen und dieser Tag ein Sonntag ist, wie es z. B. 1598, 1693, 1761 und 1818 war. Erst im Jahre 2285 wird man Ostern wieder einmal am frühesten feiern können, auf den spätesten, den 25. April, fiel es z. B. 1666, 1734 und zuletzt 1887.

Ostergebräuche.

In Niederdeutschland, das sonst allerlei aus der Vorzeit überkommenen Bräuche viel fester erhalten hat als die andern Teile Deutschlands, sind einzelne solcher Bräuche, die ehemals im Schwunge waren und die einzelnen Feste kennzeichneten, heute ganz und gar verschwunden. Bis ins 16. Jahrhundert waren noch überall die Passionsspiele üblich. Von einem solchen Oster- und Passionsspiel gibt Kantzwo, der Verfasser der „Pommerania", einer bekannten Lebens- und Sittenbeschreibung aus dem 16. Jahrhundert, ein anschauliches Bild. Bei einer solchen Aufführung in einem pommerschen Städtchen waren der Darsteller des Jesus und des Landknechts Longinus im wirklichen Leben Todfeinde. Als nun Longinus nach der biblischen Ueberlieferung Jesus in die Seite gibt, um zu zeigen, daß der Gekreuzigte tot sei), stach er dem Darsteller des Jesus den Speer ins Herz, so daß dieser tot vom Kreuze herunterstürzte und Maria, die unter dem Kreuze stand, ebenfalls tot hinfiel. Darauf erwürgte Johannes, der Freund des Jesus und der Maria, den Longinus, sprang dann auf der Flucht von einer Mauer herab und erlitt dabei einen Beinbruch, so daß er ergriffen werden konnte. Er wurde dann als Mörder aufs Rad geflochten. Seit diesem Tage ward kein Passionsspiel mehr aufgeführt.

In Köln wurden früher am Palmensonntag die Palmen morgens bei der Frühmesse in der Kirche vom Priester geweiht. Da man keine wirklichen Palmen hatte, so nahm man Weidenkätzchen oder Buchsbaumzweige. Dabei vergaß man nicht, einen oder mehrere Aepfel, die sogenannten Palmäpfel, in dem Büschel zu verbergen. Durch die Weihe des Priesters erhielt dieser Apfel Heilkraft und wurde bei Krankheiten als Heilmittel benutzt. Am Niederrhein steckte man einige dicke Aepfel, namentlich die bekannten Paradiesäpfel, auf einen Stab und umgab sie mit Buchsbaumzweigen. Das Ganze nannte man den „Palmwösch".

Gleich dieser Sitte ist auch die von den sogenannten sieben Sprüngen verschwunden, die um Iserlohn üblich waren. Man sagte dort, die Leute gingen beim Osterausflug hin, um den Dachs zu sehen. Auf einer Höhe, ein wenig von einer Eiche entfernt, wurde am Ostertage ein rundes Loch in die Erde gegraben, um das herum sich sieben kleinere Löcher befanden. Wer sein Glück suchen wollte, setzte den linken Fuß ins Mittelloch und versuchte mit dem andern, das rechte Bein rechtsherum hinterwärts schwenkend, das erste Loch treffen. Wer in dieser Weise, mit dem Laufe der Sonne sich drehend, alle sieben Löcher traf, galt als Glücklicher. Die Beziehungen zu der Anschauung von der hüpfenden Sonne, die man am Ostertage zu erblicken bemüht war, sind hier ganz offenkundig.

Ostern in Sizilien.

Welche ungeheure Inbrunst, welch ein flammender, plötzlich wild auflodernder Fanatismus kommt in den Riten zu Ausdruck, unter denen etwa die Taorminer das Auferstehungsfest begehen! Am Karfreitag stellt man in die Kirche einen nackten wächsernen Christus im Glassarg auf. Blut quillt aus der klaffenden Wunde. Alles betet, während weißgekleidete junge Männer, die Häupter mit Dornenkronen umwunden, die Stirn mit großen Tropfen Blutsfarbe geschminkt, die Bahre emporheben und unter den Klängen eines Trauermarsches den Rundgang antreten. Alles ist tief und schmerzlich ergriffen. Man steht wie unter einem lähmenden Druck. Am Ostersonntag tragen dieselben Jünglinge einen anderen, weißgekleideten, jugendlichen Christus aus der Kirche bei der Porta Catania. Von der Porta Messina naht eine zweite Prozession mit der trauernden Mutter Gottes. Auf der Piazza treffen sich beide Züge, und nun tritt ein mystisches Spiel in Szene, das bei aller Theatralik etwas ungeheuer Mitreißendes an sich hat: Inmitten weißgekleideter Mädchen und Knaben schreitet Christus, der Auferstandene, die Fahne mit dem Lamm im Triumph schwingend, der mit einem schwarzen Nonnengewand verhüllten Gottesmutter entgegen. Da geschieht ein Wunder. Die heilige Maria taumelt zurück, das schwarze Nonnengewand fällt herab. Im himmelblauen Kleid steht sie da, blonde Lockenfülle umgibt ihr Haupt. Und alles Volk jauchzt auf und wogt schreiend um die beiden Wiedervereinigten, die dann nach San Pankrazio gebracht werden, wohin sämtliche Heiligen des Orts folgen.

Ostern in Athen.

Es ist 12 Uhr nachts. Alles hat sich sonntäglich angezogen. Jeder trägt eine Kerze in der Hand. Ueber diese Tage herrscht ein Massenverbrauch an Kerzen, schon die ganze Woche sind in den Straßen Buden aufgeschlagen gewesen, in denen man Kerzen kaufen konnte, mit Blumen und Bändern geschmückte für die Kinder, und schöne weiße Wachskerzen für die Großen. Die Hausfrau überreicht jedem, der zum Haus gehört, vom Dienstmädchen bis zum Hausherrn, eine Kerze, die aber noch nicht angezündet werden darf; alles geht zuerst in die Kirche, und dort am ewigen Licht, wird die Kerze entzündet. Das ist ein schönes Symbol ex oriente lux! In der Kirche oder, wenn der Andrang sehr groß ist, auf einem Podium vor der Kirche wird nun die Auferstehungsmesse gelesen und wieder wie in der Nacht des Karfreitages, ist die Stadt ein Lichtmeer von brennenden und wandernden Kerzen . . .

Aber nun, wenn die Messe beendet ist und Christi erstanden von des Todes Banden, jetzt, mit einem Ruck, sprüht ein Taumel auf, Feuerwerk leuchtet bunt und flimmernd, Raketen schießen in die Höhe, Frösche knattern, Pistolen werden abgeschossen, Krach, Radau, alles doppelt und dreifach in der südländischen Lebendigkeit — wundervoll! Der wirbelnde, rasende, flammende, lärmende Ausbruch eines Vulkans: Christo anesti! Christi ist erstanden! Die Fastenzeit ist vorbei!

Der Osterhase.

Familie Stramm macht den obligaten Sonntagsnachmittagsspaziergang. Mit Streuselkuchen, Luftkissen und einer Thermosflasche voll Kaffee. Familie Stramm lagert sich in Gottes freier, wenn auch etwas kühler Natur. Und siehe da, der Zufall will es, daß ein Hase über den Weg der Familie Stramm läuft. „Gugge, gugge, Willi", schreit Stramm seinen Jungen an, „da läuft e Osterhase!" „Wärsch globbd!" sagt Willi. „Ich jedenfalls globe ähmsowenich dran wie an den Storch. Ich wees ooch ganz genau, daß du heute morgen die Ostereier gelecchd hast . . .!"

Seltsamer Osterbrauch in der Tschechoslowakei

Auf dem Lande hat sich in der Tschechoslowakei bis auf die heutigen Tage ein uralter Osterbrauch erhalten, der das Ende des Winters und den Beginn des Frühlings symbolisch darstellt: eine Statue, die Göttin des Todes und des Winters, wird von der Dorfjugend umtanzt, entkleidet und ins Wasser geworfen.

Kein Osterhase — aber billig.

Vor einem Wildprettgeschäft in der Xstraße steht ein Herr und guckt sich sehr lange die armen, in Treibjagden zusammengeschossenen Hasen an. Schließlich nimmt er einen fetten Lampe vom Haken herunter, geht in das Geschäft hinein und sagt zu dem Inhaber: „Sie, wiegen Sie mir doch mal diesen Hasen hier!" „Was wollen Sie? Ich ihren Hasen wiegen?! Nee — da gehen Sie man dahin, wo Sie ihn gekauft haben. Bei mir ist in dieser Hinsicht nichts zu machen." — Was sollte der Herr machen. Er bekam einen roten Kopf, faßte den Hasen bei beiden Löffeln und verschwand damit im Hasenpanier.

Das Osterei als Symbol

Das Ei als Symbol der geheimnisvollen Macht des Lebens übte stets großen und wichtigen Einfluß auf die Vorstellungen aller Völker aus.

Im Britischen Museum in London befindet sich ein besonders interessantes indisches Bild, das die Erschaffung der Erde darstellt. Der Schöpfer hat vor sich ein an der Seite geöffnetes Ei, in dem man lebende Wesen sieht. Auf der abgelösten Schale dieses Eies steht der eben geschaffene Mensch zwischen der Sonnengottheit als dem Quell des Guten und dem Teufel in Menschengestalt mit Hörnern. Die Sitte, ein Ei zu zerbrechen und einen Teil der Schale zu essen, verbindet sich in Indien mit dieser Vorstellung. Von dort kam vielleicht auf dem Wege der Legende im Mittelalter der Brauch, das Schalenstückchen eines Ostereies herunterzuschlucken, und zwar als Mittel gegen die Bosheit von Zauberern; denn ein solches Schalenstückchen eines am Ostertage geschenkten Eies diente diesen Leuten zum Zeichen symbolischer Linien der schwarzen Magie, mit der Absicht, den Mitmenschen zu schaden.

Die Sitte, Eier an den Festtagen in der Zeit um die Tag- und Nachtgleiche zu verzehren, findet sich in Phönizien. Nach dem Glauben der Phönizier brachte die Nacht — der Anfang aller Dinge — Eier hervor, aus denen das Menschengeschlecht entstand. Wenn die Sonne die lange Nacht besiegte, zerschlug man die Eier zum Zeichen der Wiedergeburt des Menschengeschlechtes. Es war in gewisser Hinsicht das Vorgefühl des späteren Auferstehungsmysteriums.

Die Sitte, Ostereier zu schenken, stammt aus dem Osten. Dort spielt das Ei eine wichtige Rolle bei symbolischen Riten, deren es in der Religion der östlichen Völker zahlreiche gibt. Und dort ist das Ei das Symbol des Chaos im ursprünglichen Kosmos, des schöpferischen Anfangs, aus dem sich alles im Weltenraum herausbildet.

Im Osten existiert auch die Sitte, Eier am Neujahrstage zu schenken. Noch heute wird diese Sitte in Persien, wo dieser Tag ein großes Fest ist, von besonderen Feiern umrahmt. Der erste Tag des Jahres fällt dort annähernd in die gleiche Zeit, in der wir Ostern feiern. Sultan Saladin stellte den Kalender auf, indem er den Tag des Sonnenjahrwechsels oder Neujahrs auf den Zeitpunkt der Tag- und Nachtgleiche festlegte. Die Perser nennen diese Festtage u. a. auch die Feste der neuen Kleidung, da sich auch der ärmste Mensch dann in ein neues Gewand hüllt. Die Reichen ziehen während der achttägigen Dauer der Festtage kostbare Kleider an, an jedem Tage neue, und senden sich gegenseitig Geschenke, in erster Linie bemalte und vergoldete Eier, auf die an allen Seiten symbolische Figuren auf goldenem Grunde oder Miniaturbilder verschiedener Personen angebracht sind

Im alten Rom reichte man in Verbindung mit einer Art frommen Aberglaubens in dieser Zeit bei Beginn der Festmähler ein Ei. Daher stammt das römische Sprichwort: ab ovo usque ad malum — vom Ei bis zum Apfel d. h. vom Anfang bis zum Ende.

Das Osterei als Symbol des Uranfangs, der Lebenserneuerung, als Symbol der alljährlich mit dem Frühling wiedererwachenden Natur, der Auferstehung des Menschen geht wie ein roter Faden durch alle Religionen. Es tritt auch in der Zeit der Osterriten im Christentum auf, und ursprünglich hieß es beim Teilen des Eies stets: Resurrexit! (Er ist auferstanden!) Erst dann wurden die Glückwünsche ausgetauscht.

Die Sitte, die Eier zu färben und zu bemalen und überhaupt Eier zu schenken, hat sehr frühe Traditionen. In einigen Ländern sind die Ostereier als Geschenke sehr reich ausgeschmückt. Oft werden sie aus Silber oder Gold gemacht und mit kostbaren Steinen oder kolorierter Emaille ausgelegt, und auch das Innere wird mit wertvollen Produkten der Juwelierkunst gefüllt.

Osterspiele im Mittelalter

Wir sind gewohnt, das Musikdrama als ein Erzeugnis der letzten hundert Jahre anzusehen. Es gab jedoch bereits im Mittelalter eine Kunstform, die, aus der urwüchsigen Volkskraft erwachsen, echtes Volkseigentum war. Das Osterspiel, das älteste und wichtigste mittelalterliche Drama, kam schon in der Karolingerzeit — also vor etwa elfhundert Jahren — aus dem Orient nach Frankreich, von wo es sich rasch nach Deutschland verbreitete, um hier aus einem unscheinbaren Kern zu wundersamer Blüte zu erwachsen. Dieser Kern war folgender: In der Osternacht wurde am sogenannten heiligen Grab ein kurzer Wechselgesang von zwei Halbchören mit verteilten Rollen (die der froh erschrockenen Maria und die der bang harrenden Jünger) vorgetragen, worauf ein Tedeum die Szene abschloß. Bald stellte sich die erste Erweiterung ein: Der Weg vom und zum Grabe wurde mit einbezogen. Petrus und Johannes vollführten — dem naiven Sinn jener Zeit entsprechend — einen Wettlauf zum Grabe. Dieser sogenannte Apostellauf war bereits eine rein deutsche Zutat. Aus der einen Maria wurden ihrer drei, darunter die Maria Magdalena, der der auferstandene Weltheiland erscheint, weiß gekleidet, die Fahne in der Hand. Damit war die erste Soloszene geschaffen. Den Abschluß bildete der von der gesamten Gemeinde angestimmte deutsche Gesang „Christ ist erstanden", der heute noch in katholischen Ländern gesungen wird.

Wie durch den Apostellauf Bewegung in dieses Urdrama kam, so bot die Rolle der Magdalena Gelegenheit zur Entfaltung von realistischen und selbst komischen Momenten. Ebenso die Figuren des Judas, des Pilatus und der Wächter. Diese, häufig als komische Prahlhänse dargestellt, können zwar die Auferstehung nicht verhindern, aber sie erhalten von Pilatus und den Juden Schweigegeld oder sie werden bestraft. Eine starke Erweiterung erfährt das Osterspiel durch die Anfügung der Höllenfahrtszenen. Der auferstandene Christus klopft vor dem verschlossenen Höllentor an, öffnet es gewaltsam und befreit die in der Hölle gefangenen Patriarchen. Diese symbolische Handlung gebiert neue Figuren für unser Drama: die hochtragische des Luzifer, des gefallenen Engels und die Schar der ihm untergebenen Teufel, die das naturalistisch-groteske Element vertreten.

Mit der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert tritt eine große Wandlung auf allen Gebieten ein. Wir sind gewohnt, diese als den Uebergang vom romanischen Stil zur Gotik zu bezeichnen. Der Rahmen, den die Kirche für das Osterspiel bot, war durch den Szenenzuwachs zu eng geworden; aus den kirchlichen Osterfeiern wird das volkstümliche Osterspiel. Der lateinische Text wird von deutschen Teilen durchsetzt; der eigentlichen Handlung wird eine Pantomime vorangestellt, die sich immer breiter auslädt und schließlich die ganze biblische Geschichte, von der Schöpfung angefangen, enthält. Die Darstellerzahl wächst bis auf dreihundert und mehr. Stadtpfeifer sorgen für die Zwischenaktmusiken dieser oft mehrere Tage dauernden Aufführungen, und das Interesse an dem Osterspiel zieht die Bewohner weit verstreuter Ortschaften in seinen Bann. Der Schauplatz wird ins Freie verlegt, meist auf den Marktplatz. Der Balkon des Rathauses stellt den Himmel mit Gottvater und den Engeln dar, die den Eingangschor singen. In der Nähe ist Golgatha angedeutet, wo die Apostel ihren Platz finden. Dem Himmel gegenüber ist die Hölle und in ihrer Nähe das Grab. Besonders eine Szene wurde in dieser Zeit mit großer Innigkeit und Tiefe behandelt: die Klage der Gottesmutter Maria vor dem Gekreuzigten.

Die Sinnenfreudigkeit des Osterspiels erregte schon lange vor der Reformation den Unwillen der Kirche, die gegen dieses „Teufelswerk" lebhaft zu Felde zog. Als Luther die komischen und grotesken Szenen verbot, zog sich das Osterspiel immer mehr in die entlegenen Alpentäler zurück, nachdem es vorher über ganz Deutschland verbreitet gewesen war, mit der Zeit verschwand es völlig. Einen kargen Ueberrest davon können wir noch in den Oberammergauer Passionsspielen erblicken, die jedoch mehr vom Jesuitendrama der Barockzeit beeinflußt sind als vom alten Osterspiel.

H. E.

Der Kaiser und Frau Wang

Eine altchinesische Liebesgeschichte, erzählt von Sven Hedin.

Von der Sommerresidenz der chinesischen Herrscher, die einst das chinesische Potsdam oder Versailles war, und diese beiden an Wundern der Kunst und Herrlichkeit der Anlage übertraf, erzählt Sven Hedin in seinem neuesten, soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Werk „Jehol, die Kaiserstadt“. In die Darstellung sind einige historische Erzählungen eingeflochten, darunter die Historie von der unglücklichen Liebe des mächtigen Kaisers Chia-ching zu der Handwerkersfrau Wang, die wir mit einigen Kürzungen wiedergeben.

Chia-ching ließ zur Vergrößerung seines Harems neue Pavillons im Park des Sommerpalastes Jehol erbauen. Er schickte einen Beamten zum Ankauf von Holz nach Han-chou. Dieser Beamte brachte unter anderem auch ein Modell des Spiegelkioskes am Hsi-hu (westlichen Meer) mit, eines Bauwerkes,das auf Befehl des Generalstatthalters von dem Ehepaar Wang ersonnen und ausgeführt worden war. Als der Statthalter von den Bauplänen des Kaisers erfuhr, schickte er das Modell nach Jehol. Zugleich empfahl er in einem Begleitschreiben die Geschicklichkeit der Eheleute Wang der besonderen Aufmerksamkeit Seiner Majestät.

Der Kaiser war von dem Kunstwerk entzückt und befahl die Eheleute Wang zum Empfang. Da die beiden einfachen Leute sich nicht ohne Amt und Würden bei Hofe zu zeigen wagten, verlieh ihnen der Kaiser den Mandarinenknopf des siebenten Grades. Wang und seine Frau legten die Amtstracht ihres Ranges an, erschienen vor dem Angesicht des Gewaltigen und warfen sich auf die Erde. Wang Sen zitterte in Ehrfurcht vor dem Sohn des Himmels, Frau Wang saß gesenkten Hauptes still neben ihrem Gatten. Ihre außergewöhnliche Schönheit und ihre zarte, weiße Haut erregten Chia-chings Wohlgefallen. Er befahl der Handwerkerfrau, ihr Antlitz zu zeigen. Die Augenbrauen reichten seitwärts bis an die Schläfen, die Röte der Wangen hob sich lieblich von der sonst schneeweißen Haut ab. Frau Wang war schöner als irgendeine Dame des kaiserlichen Harems.

Chia-ching fragte die Schöne nach ihrem Mädchennamen.

„Ich hieß Tung,“ sagte sie demütig.

„Wie lange seid ihr verheiratet?“

„Seit vier Jahren.“

„Hast du mit deinem Mann zusammen dieses Modell gemacht?“ — „Die Spiegel, die Säulen und die Wände hat mein Mann gemacht, die Schnitzereien und die Kleinarbeit der inneren Ausstattung sind von mir.“

„Ihr seid ein kunstbegabtes Paar,“ sagte der Kaiser. Er ließ Wang Sen bei der kaiserlichen Kunstgewerbekammer anstellen. Die Frau wurde den chinesischen Frauen zugeteilt, die im Palast mit der Anfertigung künstlerischer Handarbeiten beschäftigt wurden. Sie bekam aber keine Aufträge, sondern mußte Tag für Tag Seiner Majestät auf der „Insel der Seligen“ Gesellschaft leisten.

Sie selbst war gar nicht einverstanden, aber sie begriff, daß es gefährlich war, sich zu weigern. Allmählich merkte sie, daß der Kaiser ein gütiger Mann und keineswegs zudringlich war. So faßte sie sich eines Tages ein Herz und bat um die Erlaubnis, ihren Mann wiedersehen zu dürfen. Der Kaiser lachte. „Bleib noch ein Jahr, dann schicke ich dich wieder heim. Du hast doch das Westmeer gesehen?“

„Das Westmeer ich doch meine Heimat, wie sollte ich es nicht gesehen haben!“ — Der Kaiser befahl ihr, ein Relief vom Westmeer und seiner Küstenlandschaft zu machen. Sie knetete ein Modell aus Lehm, der Kaiser sah ihr zu, mischte ihr die Farben und brannte den Lehm. Die beiden arbeiteten einträchtig miteinander wie irgendein wackeres Paar aus dem Volk. Manchmal übermannten den Kaiser die Gefühle, und er suchte die schöne Frau Wang an sich zu ziehen. Sie aber sprach, mit Tränen in den Augen:

„Majestät, dreitausend schöne Frauen warten auf den Wink Eurer kaiserlichen Hände. Warum wollt Ihr mich meiner Gattenehre berauben?“ — Der Kaiser ließ von ihr ab. Doch war ihm die schöne Gefährtin unentbehrlich geworden, er hätte den Tag für verloren gehalten, an dem er nicht mit ihr zusammen auf der Insel der Seligen eine Weile gebastelt und geplaudert hätte. —

Eines Tages sagte er zu ihr: „Auch früher kannte ich unzählige schöne Frauen. Aber keine machte mich Schlaf und Mahlzeit vergessen wie du.“ — — —

Bald verbreitete sich die Kunde von der Verliebtheit des Kaisers in den Frauengemächern. Die junge Südländerin wurde von den eifersüchtigen Haremsdamen verleumdet. — Man wußte, daß es den Kaiser um Frau Wangs willen immer wieder mit unwiderstehlicher Macht nach der Insel der Seligen zog, und bald hieß es, die Schöne habe ihn verzaubert. Das Geschwätz drang auch bis zur Kaiserin. Sie wußte, daß niemand Grund zur Eifersucht hatte und suchte die Haremsdamen zu beruhigen. Frau Wang gestattete dem Kaiser ja keinerlei Vertraulichkeiten, höchstens daß er einmal zärtlich ihre Hände ergriff. — Wang Sen fühlte sich in den Kunsthandwerkerstuben todunglücklich. Er dachte immerzu an seine Frau und bettelte bei den Eunuchen um ein Wiedersehen mit ihr. Aber die Haremswächter wagten nicht, ihm den Wunsch zu erfüllen. Wang Sen wurde wunderlich und schwermütig, es schien, als verliere er den Verstand. Bald weinte er wie ein kleines Kind, bald lachte und sang êr, dann saß er wieder in stundenlangem Grübeln und starrte unbeweglich vor sich hin. Seine Gemütskrankheit verschlimmerte sich, er hörte nicht auf, unter Weinen und Klagen nach seiner Frau zu rufen. Als der Kaiser das erfuhr, beförderte er Wang zum Mandarinen fünften Grades, schenkte ihm 20 000 Tael und schickte ihn in seine südliche Heimat. Er reiste aber heimlich wieder nach Jehol und bestach dort einen Eunuchen, daß er ihm Nachrichten von seiner Frau bringe. Der Eunuch hatte Mitleid mit dem unglücklichen Manne, ging in den Palast und suchte etwas zu erfahren. Nach einigen Tagen kam er wieder und brachte Wang einen Brief von seiner Frau. Sie schrieb, der Kaiser liebe sie sehr, aber trotzdem habe sie ihrem Mann während der zehn Monate ihrer Gefangenschaft die Treue halten können. Sie habe den Kaiser kniefällig gebeten, ihr nach Ablauf des Jahres die Freiheit wiederzugeben. Bald werde die Stunde des Wiedersehens schlagen. — Wang Sen war ob dieser Botschaft von Herzen froh. Er wartete geduldig auf den großen Tag. Inzwischen trieb er sich herum, saß mit dem Eunuchen plaudernd und trinkend in Teehäusern und Weinstuben. Der Eunuch erzählte absonderliche und geheimnisvolle Dinge über das Leben und Treiben im Palast.

Je näher der Tag des Wiedersehens heranrückte, desto unruhiger wurde Wang Sen. Er hatte mit dem Eunuchen vereinbart, daß er im Seeturm am Strande warten wolle. Dort oben war eine Weinstube eingerichtet. Da saß er nun beim Wein und harrte seiner Frau.

Endlich kam der Eunuch mit bekümmerter Miene an. Wang Sen ahnte Unheil. „Was ist mit meiner Frau?“, fragte er ungeduldig. Der Eunuch suchte auszuweichen. — „Beherrsche dich und höre zu, was ich dir zu sagen habe. Du weißt doch, daß deine Frau die ganze Liebe des Kaisers besitzt. Er hat ihr täglich bei der Arbeit Gesellschaft geleistet, hat ihr Kleider und Schmuck geschenkt. Sie haben oft miteinander Schach gespielt, haben geplaudert und gescherzt. Vor ein paar Tagen hielt eine Kebse, die sich mit deiner Frau verzankt hat, den Kaiser in ihrem Gemach zurück. Inzwischen arbeitete deine Frau allein in ihrem Zimmer. — Gestern abend geschah das Unglück.“ Wang Sen wurde bleich bis in die Lippen. Der Eunuch suchte ihn zu beruhigen, dann setzte er seinen Bericht fort. „Gestern, als gerade die dritte Nachtwache angebrochen war, hörte ich im Halbschlaf eine Tür im Palast knarren, schlief aber gleich wieder ein. Später meinte ich zu hören, daß jemand ein Fenster öffnete. Der Richtung nach mußte das Geräusch von der Insel der Seligen kommen. Im gleichen Augenblick rief eine Frau um Hilfe. Da ließ es mir keine Ruhe mehr. Ich schlüpfte schnell in meine Kleider und rannte mit meinem Stubengenossen nach der Insel der Seligen. Das Fenster des Schlafgemaches deiner Frau stand offen. das Bett war in Unordnung, Hausschuhe und Haarnadeln lagen auf dem Boden herum. Ein Haarspieß, den ich immer an ihr gesehen hatte, lag auf der Altane. Deine Frau war verschwunden. Frühmorgens erstattete ich Seiner Majestät Bericht. Der Kaiser befahl, die Verschwundene zu suchen. Auf dem See Tai-yeh schwamm ein roter Schleier. Der Kaiser erkannte am Muster und der Stickerei, daß es ein Schal deiner Frau war. Er ließ den See mit dem Bagger absuchen, aber wir fanden sie nicht.“

Wang Sen hatte verzweifelnd, halb hoffend zugehört. Jetzt begriff er, daß alles aus war. Mit den Worten „meine arme Frau“ sprang er vom Turm in den See hinab und ertrank. Diese Begebenheit machte auf den alternden Kaiser tiefen Eindruck. Das ewige Gezänk der Kebsweiber machte ihm das Leben zur Hölle. Er entbehrte die schöne Frau Wung immer schmerzlicher und wurde schwer krank.

Bald danach, in einer Augustnacht, als nur die Lieblingsfrau des Kaisers am Sterbebett Wache hielt, brach ein rasender Sturm über Jehol herein. Die Blitze zuckten, der Donner rollte, als gehe es zum Jüngsten Gericht. Ein zündender Strahl schlug in den Pavillon ein, in dem der Kaiser lag, und im Augenblick stand alles in Flammen. In der Asche fand man die verkohlte Leiche des Kaisers.

Soldat Kiroto stirbt vor Wusung

Es war Nacht im Februar. Die Herren vom Völkerbund schliefen in ihren Hotelbetten und die Finger der Zeitungssetzer liefen wie irrsinnig über die Tasten der Maschine. 178 692 Arbeitslose in Chikago ... elf Selbstmorde in Wien... Polizei schießt auf Demonstranten ... Politisch Inhaftierter springt vom vierten Stockwerk des Budapester Gefangenenhauses... Japan wahrt seine Interessen in der Mandschurei...

An einer Straßenecke Berlins diskutieren zwei angeregte Herren über die Temperatur des Champagners. Zwei Zylinder, zwei Ueberröcke, zwei Paar Lackschuhe, zwei Cutaways, zwei Seidenkrawatten und zwei sprühende Brillantknöpfe standen im Streit und konnten nicht einig werden. Sie fuhren dann jeder in seiner Richtung nach Hause und die Frage blieb vorläufig ungelöst.

In derselben Nacht faßte der kaiserlich japanische Soldat Hideo Kiroto zwei Zwiebackrippen, einen Trinkbecher kalten Tee, sechs Gurte für sein Maschinengewehr und den Auftrag, nach vorn zu gehen. Um drei Uhr lag Kiroto zwischen einer Wirrnis von Stacheldraht in einem Granattrichter, genau fünfzig Meter vor den chinesischen Sandsäcken von Wusung. Der Rest der vierzehnten Brigade hing im Draht und sein Blut war zu Klumpen gefroren.

So war Kiroto, der niemals den Song der Kirschblüten gehört hatte, auf der Strecke geblieben. Vorn an der Brust hatte er ein winziges Loch, so klein, daß ein Militärarzt sicher sagen würde: „Dieser Mann da simuliert nur!“ Und rückwärts schienen zwei Hände zu klein, um den Ausschuß zu decken. Am Himmel brannten die Sterne, die grausame Kälte stach mit frostigen Nadeln, und es war niemand da, der diesen schweißverklebten Kopf und die zitternde Bangigkeit eines sterbenden Soldaten in seinen Schoß gebettet hätte. Keine Mutter, keine Schwester; niemand kam zu ihm mit unsagbar weichen und linden Händen, um den Schmerz zu stillen. um zu verhindern, daß die Füße und Hände langsam erfroren und daß die Erde unter dem heißen Strom seines Blutes taute. Kein Gott stieg vom Himmel, und es war kein Mitleid da und keine Sanität, kein General und kein Weltgericht. Es waren nur lauernde Augen da drüben hinter den Sandsäcken und das „Phütt“ der Kugeln strich über den Rand des Trichters. — Kiroto wollte sich erheben, aber es ging nicht. Es schien ihm, als wäre sein Leib schon an die Wand des Trichters gefroren und die Erde ließ ihn nimmer los. Die Erde — ja, die Erde! Früher einmal hätte er gern ein Stückchen Land besessen; ein kleines Stückchen nur. Er hätte noch zwanzig Jahre in der Kattunfabrik gearbeitet und gespart, und Hirita, das kleine Mädchen, hätte auf ihn gewartet. Aber da kam dieser Krieg, der eigentlich kein Krieg war, und plötzlich war das Leben in einem Granattrichter zusammengefallen. Er hatte ein Stückchen Land bekommen, zugewiesen durch den Kaiser, den General und die Munitionslieferanten. Aber welchen „weck – welchen Zweck, Kiroto, kann nur diese Sache haben!

Und plötzlich überkam den kleinen Jap die Erkenntnis, daß sein Sterben gar keinen Zweck hatte, und auch nicht der Tod der Chinesen und nicht der Deutschen, Franzosen, Amerikaner, Russen und Engländer vor vielen Jahren. Wenn er das Land bekam, dann war es nur ein Massengrab. Und so schrie er es hinein in die beißende Kälte dieser Nacht, schrie es hinauf zum Sternenhimmel, schrie es hinüber zu den Fleischklumpen im chinesischen Stracheldraht... „General! Soldat Hideo Kiroto fragt dich, welchen Zweck hat dieser Krieg!“ — Da war kein General und da kam keine Antwort. Dieser Schrei zwischen Toten verhallte, nur die Erde nahm ihn auf und trug ihn weiter, die Stacheldrähte zwischen Schapei, Wusung und Schanghai flüsterten, und wo ein Sterbender zu Boden fiel, da raunte es ihm die Erde zu, und wo ein Soldat im Draht hing, da vernahm er das feine Singen und immer war es das gleiche: „Es hat keinen Zweck!“

Der Tod war barmherzig; eine kurze Bewußtlosigkeit umfing Kiroto. Er sah Spuren im Schnee und die waren von Hirita, dem kleinen Mädchen. Sie schienen leichtfüßig hineingetrippelt, wie von einem Vögelchen, und wo der Schnee aufhörte, dort war der Boden von weißen Blütenblättern bedeckt, und es mußten doch solche von Kirschblüten sein! Ein starker Duft wehte herüber. Und hinter jener halbzerfallenen Hütte auf Korea kam seine Mutter hervor und sie wuchs und sie wuchs bis ihre Schultern in den Himmel ragten. Sie schritt schwerfällig über die Kirschblüten, dann ging sie mit nackten Sohlen über den Schnee und kam geradewegs auf Kiroto zu. Ihre harten Lippen riefen den Namen und die ganze Welt gab das Echo. „Hideo — Hideooo!“

Aber plötzlich wurde Kiroto wieder wach, wurde wach, wie er es nie in seinem Leben war. Feindselig stand die ganze Welt vor ihm. Die Rufe kamen nicht von seiner Mutter, es war das entfesselte Heulen, Zischen, Brüllen und Stampfen der schweren Granaten, es war das dumpfe Knallen der Revolverkanonen, das harte Bellen der Maschinengewehre und das Keuchen der Flammenwerfer.

Ein Tropfen vom eisernen, glühenden und flammenden Regen schlug Kiroto die linke Schulter zu Brei. Der Schmerz hämmerte den Soldaten, Tränen flossen aus seinen Augenhöhlen zur Erde. Kiroto stammelte ein Wort in die erbarmungslose Nacht — — —

„Mutter!“

Es war als hätte die Erde geschluchzt. Und noch einmal:

„Mutter!“

Kiroto stemmt sich mit den Füßen gegen die Erde und will sich aufrichten, er fällt zusammen. Sein Auge ruht nun auf hartgefrorener Erde und er wimmert.

„Mutter!“

Das Wort brennt sich in den Himmel. Kirotos letzter Blick umfaßt die Sterne und er sieht, wie sie alle, alle von ihren Plätzen gleiten, zusammeneilen, um das Wort in den Himmel zu brennen. Dort löste sich die Milchstraße auf, da drüben der große und der kleine Bär, die Waage, das Sternenbild des Skorpions — sie alle leuchten nun als Flammenschrift und es ist ein einziges Wort.

„Mutter!“

Nur der Polarstern blieb einsam am nachtblauen Himmel; aber plötzlich kam auch er in Bewegung. Er wurde immer größer und größer, wurde zur wirbelnden, leuchtenden Scheibe, näherte sich rasend schnell, überdeckte die Erde und löschte den letzten Seufzer des kaiserlich japanischen Soldaten Hideo Kiroto.



Trotzki als Filmstar, ein bisher unbekanntes Bild aus der Vergangenheit des großen Revolutionärs

Leo Trotzki (rechts) in einer Szene mit der später sehr berühmt gewordenen Filmschauspielerin Clara Kimball Young.

Wenigen dürfte bekannt sein, daß der berühmte russische Revolutionsführer Leo Trotzki in den Jahren vor dem Krieg und während des Krieges sich in Amerika zeitweilig als Filmschauspieler sein Brot verdiente. Trotzki selbst hat niemals, auch in seiner Selbstbiographie nicht, diesen Zeitabschnitt seines Lebens geschildert. Unser Bild zeigt Trotzki als Liebhaber in einem jener amerikanischen Massenfilme, wie sie in dieser Zeit zu hunderten hergestellt wurden.

Ertrunken

Mina Faulhaber kam müde von der Arbeit nach Hause. Sie schleppte sich, so gut es ging, die holprigen Treppen hinauf. Dann zottelte sie an ihrer Rocktasche, um den Schlüssel zu suchen und stellte schließlich mit einem erleichterten „Gott sei Dank!“ den Arbeitskorb auf den Küchentisch.

Seltsam still war es in der Wohnung; der eigene Atem wurde ihr lästig. War denn der Junge ausgegangen? Sie wollte eben im Nebenzimmer nach ihm sehen, da sah sie ein Zettelchen auf dem Herd liegen. „Liebe Mutter,“ stand darauf, „sei mir nicht böse, ich bin mit den Kameraden schwimmen gegangen; sie haben mich so gequält.“

Mina Faulhaber schob das Zettelchen mit einem Stirnrunzeln in die Rocktasche. „Also doch schwimmen gegangen,“ murmelte sie vor sich hin. „Kaum vierzehn Tage aus dem Krankenhause und schon schwimmen gegangen! Ach Bub!“ seufzte Mina Faulhaber. Er machte ihr in letzter Zeit so viel Sorgen. Die schwere Krankheit, die fragliche Versetzung in die Unterprima und nun noch solch ein Leichtsinn!

Aber dann sah sie wieder sein lachendes Knabengesicht vor sich, hörte, wie er sich anschmeichelte: „Nicht böse sein, Mutterle“, und der Groll verwandelte sich in glückseliges Lächeln. Er war ja ihr ein und alles, ihre ganze Hoffnung, ihr ganzer Lebensinhalt. Seit dem Tode ihres Mannes hatte sie nichts weiter auf der Welt, arbeitete und sparte sie nur für ihn; und wenn sie ihm mal etwas versagen mußte, dann verursachte dies ihr mehr Weh, als sie zeigen konnte.

Eigentlich müßte er schon zurück sein, dachte Mina Faulhaber. Er wird einen Bärenhunger haben, wenn er kommt. „Dann gibt es etwas Feines, etwas Extrafeines, mein Junge“, sagte sie, als wäre er schon da. Und dabei holte sie ein Delikatessenpaket aus dem Korbe. Heute war Lohntag! Wenn man sich da nicht etwas leisten sollte! Und Augen wird er machen, Augen! —

Als sie etwas vorbereitet hatte und nach der Uhr sah, begann sie unruhig zu werden. Sie lauschte auf jedes Geräusch, ging ans Fenster, vom Fenster wieder zur Tür. Nichts regte sich. Und ihre Unruhe wuchs von Minute zu Minute. Es wird ihm doch nichts passiert sein?

Endlich hörte sie es hastig die Treppe heraufkommen. Einen Augenblick atmete sie auf. Aber das war nicht ihr Junge, das waren mehrere. Dann ein stürmisches Schellen an der Tür. Mina Faulhaber wagte sich kaum hinaus. — Sie ahnte jetzt, daß etwas passiert sein mußte. Ihr Gesicht verfärbte sich, als sie drei Knaben vor sich stehen sah, Schulkameraden ihres Jungen. — Sie drehten aufgeregt ihre Mützen hin und her. „Wir haben etwas zu sagen, Frau Faulhaber. Es ist — der Manfred — — —“

„Nein, nein!“ schrie Mina Faulhaber und ballte die Fäuste über der Brust zusammen. Und dann erzählten die Knaben, wie sie hinausgeschwommen seien, Manfred ihnen voran. Sie waren vielleicht fünf Minuten draußen, da drang ein Schrei zu ihnen. Der Knabe war mit einem Male verschwunden, sie wußten nicht wie. Sie meinten, er würde wieder auftauchen; aber nichts geschah. Erst nach einer Weile glaubten sie, in der Ferne noch einmal seinen Kopf zu sehen. Dann seien sie ans Ufer geschwommen, hätten ihre Mäntel übergeworfen und die Leute in der Umgegend alarmiert. Die Rettungsmannschaft sei gekommen; alles habe man aufgeboten.

Mina Faulhaber stand stumm und regungslos da. — Konnte es denn sein: ihr Junge ertrunken — tot?

„Wir meinen immer noch,“ sagten die Knaben weiter, „daß er vielleicht vom anderen Ufer aus gesehen und gerettet worden ist, daß er vielleicht irgendwo in einer Bauernhütte ohne Bewußtsein liegt; keiner weiß es ja, wer er ist.“

Bis zur Mitternachtsstunde saß Mina Faulhaber da, wie abwesend vor sich hinbrütend, die Hände im Schoß zusammengefaltet. „Liebe Mutter,“ las sie immer und immer wieder. Das hatte er noch vor wenigen Stunden geschrieben, das konnte er nun nie mehr sagen! Und auf einmal war es ihr, daß es noch nicht sein konnte, daß er gerettet war und irgendwo zum Vorschein kommen müßte. Das ließ ihr keine Ruhe mehr. Sie warf ihr Tuch um, schloß die Wohnung ab und tastete sich mit zitternden Knien die Treppe hinunter irgendwohin, nur irgendwohin. Jede Hilfe hatte sie abgelehnt, jedes tröstende Wort war ihr lästig.

*

Draußen über die moosumwucherten Steine glitt mit silbernen Fingern der Mond, tastete sich hinein in die verborgensten Winkel und Ecken und machte schließlich auf dem nächtlich stillen Wasser halt, daß es auf einmal aufblitzte wie aus tausend und abertausend bunten Kristallen. Bäume und Sträucher schaukelten sich in Träumen auf dem leise in regelmäßigen Zügen atmenden Fluß. Noch ein später Kahn entschwand in der Ferne, als wäre er in die Tiefen gesunken. Und über allem stand lächelnd der Mond.

Da, eine Stimme, eine Gestalt zwischen den Steinen, hart am Wasser. Müde und abgehetzt sank sie auf das felsige Gebilde, das spitz in den Fluß hinausragte. „Hier muß es gewesen sein,“ flüsterte sie leise, als fürchtete sie, jemand zu stören. Hier muß er wiederkommen — irgendwoher. Sie wollte warten, bis er kam. Wie hatte sie nur eine Minute seufzen und müde sein können!

So saß sie Stunde um Stunde, starrte in die Wellen, damit sie ja nicht verfehle, wenn er vorüberkäme, wenn ihn das Wasser ans Tageslicht brachte. Keine Träne konnte sie weinen, nur ein Gedanke beschäftigte sie: Ihn noch einmal sehen. Was wollte sie nicht alles darum geben!

Und immer war es ihr, als rausche es in der Ferne, als schrie es nach ihr: „Mutter, sei doch nicht böse, Mutter!“ Als müßte sie helfen und wüßte nicht, wo.

Erst gegen Morgen, als ein leises Rot wie frisches Blut über das Wasser hingleißte, löste sich ein dumpfer Schrei von dem Felsen, streckten sich Hände aus, weit weit über das Wasser hinaus. Das plätscherte auf, zeigte einen Arm, einen Kopf; an dem Felsen ging es vorbei, silberne Funken tanzten umher. Dann wurde es still, ganz still und leer.

„Ertrunken?“ murmelte eine Welle. — „Ertrunken!“ plätscherte die andere wieder. — „Ertrunken!“



Die ersten Preisträger der Goethe-Medaille des Reichspräsidenten

Einige der hervorragendsten Persönlichkeiten, denen der Reichspräsident am Goethe-Gedenktag die neue silberne Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft verlieh. Oben von links nach rechts: Erwin Kolbenheyer, der preußische Kultusminister Grimme, Gerhart Hauptmann, Hermann Stehr. — Unten von links nach rechts: Ricarda Huch, Minister a. D. Leuthäuser, der Organisator der großen Weimarer Gedenkfeier, Walter von Molo und die österreichische Dichterin Handel-Mazzetti. — Am Goethe-Gedenktag verlieh der Reichspräsident zum erstenmal die neue silberne Goethe-Medaille, und zwar an 55 Persönlichkeiten, vor allem an Dichter, Goethe-Forscher und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens.

Er kommt heim

Es schlug gerade fünf Uhr, als der Bierkutscher Wilhelm Eiselt aus der Gaststube des Dorfkruges trat, wo er eben die letzten beiden vollen Fässer abgeladen hatte. Seine Tour war beendet; wenn er scharf fuhr, konnte er in einer knappen Stunde die Stadt erreichen. Er steckte das Lieferbuch in die Tasche und nahm den Pferden die Futtersäcke ab. Der Fuchs spitzte die Ohren. Er wußte, daß es nun heim in den Stall ging. Schnuppernd wandte er sich hinüber zu seinem Gefährten, einem breiten Schimmel, der heute das zweitemal mit ihm lief, als wollte er ihm sagen: „Bald sind wir zu Hause, Kamerad.“ Der Kutscher klopfte den Pferden auf den Rücken. „Es ist Zeit, daß wir heimkommen,“ brummte er. Dann stieg er auf den Bock und zog die Zügel an.

Eiselt war ein großer, kräftiger Mann in den Zwanzigern. In der vorigen Woche hatte er geheiratet. Während der Wagen über die schlechtgepflasterte Dorfstraße holperte, dachte er in aller Behaglichkeit daran, daß er nun endlich ein Zuhause gefunden hatte, auf das er sich einen ganzen Arbeitstag lang freuen konnte. Lange genug hatte er sich bei fremden Leuten herumgedrückt und immer allein gestanden. Nun war dieses unstete Leben zu Ende. Nun gehörten ihm zwei kleine Stuben und eine junge, hübsche Frau, die sie in Ordnung hielt. Wenn er von seiner Arbeit müde und erfroren zurückkam, stand das Essen schon auf dem Tische. Und war der Tag schwer und voller Mühsal und Aerger gewesen, so gab es zwei Arme, die ihn trösteten, und einen Mund, der ihm Worte sagte, die wohl taten und beruhigten. Ja, manchmal geriet er in Erstaunen und Verwunderung darüber, wie anders sein Leben geworden war; wie sich alle Dinge und nicht zuletzt er selber gewandelt hatten. Wenn er auf dem Kutscherbock saß und bei Wind und Wetter von Dorf zu Dorf fuhr, begann er sich die Zukunft auszumalen, in der frohen Gewißheit, daß das Leben leichter war, wenn es zwei gemeinsam im Guten und im Schlimmen trugen, mochte auch die Gegenwart noch so grau sein wir die Straßen, in denen sein Gespann Tag für Tag entlang karrte.

Auch heute kamen ihm diese Gedanken. Nur war es ihm, als wäre plötzlich ein dunkler Ton da, der eine leise Unruhe in sie hineintrug, ohne daß er dafür eine Erklärung gefunden hätte. Unterdessen hatte das Gespann das Dorf weit hinter sich gelassen. Die Straße machte einen Bogen, lief durch ein Gehölz und begann dann ein kurzes Stück zu steigen. Es kam die Stelle an der Eiselt von zwei Jahren das verunglückte Auto gefunden hatte. Die Dämmerung war aus den Wäldern in der Ferne herausgekrochen. Es wurde dunkel und kalt. Als Eiselt zurücksah, leuchteten ganz hinten die Lichter des Dorfes. Vor ihm lag die Straße wie glatt gefegt. Die Pferde schnoben leise und stießen graue Atemsäulen in die Luft. Der Kutscher merkte, wie das Gefühl der Unruhe langsam in ihm wuchs. Was ist das nur? dachte er. Es ist doch alles in Ordnung. Plötzlich tauchte das Bild seiner Frau vor seinen Augen auf: es wird ihr doch nichts passiert sein? Was sollte denn auch geschehen? Aber während er noch darüber nachdachte, durchzuckte ihn plötzlich wie ein elektrischer Schlag die Erkenntnis allerhöchster Gefahr. Er empfand nichts Klares dabei. Es war ihm nur, als wäre ein Lichtfunken vor seinen Augen aufgeblitzt, und er fühlte, wie sich ihm ein schwerer Druck über die Brust legte. „Schnell, schnell, ich muß in die Stadt,“ dachte er erschrocken, und griff nach der Peitsche, um die Pferde anzutreiben. In diesem Augenblick rief eine Stimme: „Halt!“ Er sah, wie aus dem Gebüsch zwei Schatten sprangen und sich den Pferden in die Zügel warfen. „Solche Lumpen“, konnte der Kutscher gerade noch denken; da sprang der dritte schon von der Seite auf den Kutscherbock. Zwei Sekunden brauchte Eiselt, um alle Kräfte des Widerstandes in sich zu sammeln.

Instinktiv fühlte er, daß ihn nur die Pferde retten konnten. Mit der Rechten riß er die Peitsche vollends heraus und zog dem Aufspringenden mit jähem Schwunge den Peitschenstiel quer über das Gesicht. Einmal, zweimal; dann klatschte der Körper des Getroffenen auf die Straße. Mit der Linken zog er die Zügel an, daß die Pferde sich vor Schmerz aufbäumten. Zwei scharfe Schläge über ihre Rücken; sie sprangen hoch und schleuderten die Männer zur Seite. In rasendem Galopp schoß der Wagen die Anhöhe hinauf und weiter die Straße entlang — bis die Lichter der Stadt näher kamen und Hufe des Gespanns auf das Steinpflaster der Vorstadtstraße schlugen. Da hielt er an, und ohne sich um die Leute zu kümmern, ging er zu den Pferden und legte den Kopf an den des Fuchses, während sein linker Arm den Schimmel streichelte. Und die Pferde blickten ihn an mit großen blanken Augen. — — —

Die Frau des Kutschers erwartete ihn schon an der Tür. „Ich hatte plötzlich solche Angst um dich bekommen.“

„Um ein Haar wäre es mir an den Kragen gegangen, wenn es die Pferde nicht geschafft hätten.“ Er sank erschöpft auf einen Stuhl, und während er noch ganz aufgeregt erzählte, umfingen seine Blicke die Frau; er sah auf das vertrauende Bild der Stube, als wäre ihm das alles neu geschenkt worden. Und langsam wich der schwere Druck, der ihm fast die Brust zersprengte. —



Die Windmühlen als Herberge für die Jugend

Die Windmühlen, jene letzten Zeugen einer immer mehr entschwindenden Zeit, sterben allmählich aus. Ihr Verschwinden ist deshalb bedauerlich, weil sie der Landschaft ihre besonderen Reize geben. Wie viele Windmühlen jedoch stehen heute schon leer und unbenützt, nachdem der Kraftbetrieb immer weiter um sich greift und abgebrannte Mühlen in den meisten Fällen nicht wieder aufgebaut werden. Deshalb sei der Vorschlag gemacht, diese billig zu erstehenden Windmühlen nach einigen baulichen Veränderungen als ideale Jugendherbergen herzurichten. Der Aufenthalt in einer derartigen Jugendherberge gestaltet sich zu einem Erlebnis für unsere Jugendwanderer, und die Windmühlen bleiben der Nachwelt erhalten.

Bücher und Menschen

Grotesken von Rudolf Roesler.

Im weiß-gelb gehaltenen Vestibül des Palasthotels „Tivoli“ liegt auf Perlmutterplatte, auf einem Tischchen, gezimmert aus Ebenholz, greifbar von drei lächerlich großen Sesseln aus, in feinstes Leder gebunden, ein dünnes Buch. Silberbuchstaben sind darauf gepreßt: „Lob der Armut.“ Nacheinander laben sich ein Fellverwertungsgesellschafter, ein amerikanischer Journalist, ein kläglich dotierter Privatdozent an der Hymne. Der Mann der Häute und Felle notiert sich das Büchlein als Christgabe für seine Angestellten; der Amerikaner entwirft fünf Feuilletons zur Beleuchtung der Mentalität des deutschen Volkes, und der Herr Dozent — na, der ist schon auf dem Wege in den siebenten Himmel. Bis ihn ein Blick auf die Niederungen des Bodens sein nicht mehr neues Schuhwerk ekstatische Erregung nutzbringend verwerten heißt. Er wählt den besten Teil und schreibt „Frohsinn der Darbenden“, Liebhaberausgabe, japanische Rohseide mit Goldpressung, numeriert 55 Mark.

*

Grädige Frau litten seit einem Jahre an der literarischen Nervenkitzelsucht. Gustav Meyrink und Hanns Heinz Evers konnten sie schon lange nicht mehr befriedigen. Noch weniger fand sie Gefallen an den geistigen Produkten ihres Mannes, der allabendlich im Schlafrock die verwegensten Phantasien bei unzähligen Gläsern Tee aufs Papier zu jagen pflegte. Da sie immer unausstehlicher wurde, kaufte der kundige Thebaner ihr nacheinander „Blut“ von Waldemar Bonsels, „Achatne Kugeln“ von Kasimir Edschmid und „Die doppelköpfige Nymphe“ des um weniges schlichteren Kaspar Schmidt. Als alles das nichts fruchtete, legte er Kokoschkas „Mörder, Hoffnung der Frauen“ in ihren Schoß. Die literarische Nervenkitzelsucht aber hielt an. Da schrieb er selbst unter dem Pseudonym Ignaz Dolorese einen Roman, betitelt „Die Nächte der ungeborenen Psyche“. Dieses Buch verschlang die Gattin des Schriftstellers dreimal an jedem Tage. Sie fand es entzückend destruktiv. Ihr Entzücken fand ein Ende, als sie den Namen des Autors erfuhr. Der war in ihren Augen ein Philister. Reumütig kehrte sie zu Courths-Mahler zurück.

Nachtapothekendienst. In der Zeit von Montag, den 28. d. Mts. bis einschließlich Sonntag, den 3. April versieht den Nachtapothekendienst in Myslowitz die Alte Stadtapotheke am Ringe. —h.

Die Verschuldung der Gemeinde Rosdzin-Schoppinitz. In der letzten Gemeindevertretersitzung wurde mit durchschlagender Stimmenmehrheit von seiten der Rosdzin-Schoppinitzer Gemeindevertreter ein dreijähriges Schuldenmoratorium beschlossen. Die Beweggründe hierzu lagen in der immer stärker anwachsenden Depression bei den Unterstützungen der Arbeitslosen. Schon jetzt hatte die Gemeinde keine Möglichkeit den Arbeitslosen eine finanzielle Beihilfe zu den Osterfeiertagen zu gewähren. Man mußte sich mit der Ausstellung von Bons für Waren und Lebensmittel abfinden. Die Leidtragenden hierbei sind — die Geschäftsleute, die auf die Bezahlung der zu entnehmenden Waren werden warten müssen. Es ist somit recht interessant festzustellen, welche Ersparnisse der Gemeinde durch das Moratorium erstehen. Die für das Rechnungsjahr 1932-33 für die Rückzahlung und Zinszahlung der Schulden vorgesehene Quote, beträgt im Präliminar 59 574,46 Zloty. Die Summe erhöht sich jedoch um ein Beträchtliches, wenn verschiedene Amortisationen hinzugerechnet werden, so daß das dreijährige Moratorium den Aufschub von Zahlungsverpflichtungen in eine Gesamthöhe von 240 000 Zloty betragen dürfte. Die Gesamtverschuldung der Gemeinde beträgt 1 278 000 Zloty. Davon entfallen 220 000 Anleihe bei der Landwirtschaftsbank, für den Bau des Rathauses, 900 000 Zloty Anleihe aus dem Schlesischen Baufonds, für den Bau des Wohnhauses an der ulica 3-go Maja, 100 000 Zloty aus dem gleichen Fonds, für den Bau des Wohnhauses an der ehemaligen Traugottstraße (Leng) und 8000 Zloty aus dem gleichen Fonds für Schulremonte. Dazu kommen 50 000 Zloty Anleihe aus der Kommunalen Spar- und Darlehenskasse. Die Einnahmen aus den Steueranteilen sind stark zurückgegangen und werden noch weiter zurückgehen. Die Kaufmannschaft und Geschäftswelt ist des allzugeringen Lokalpatriotismus der Käufer wegen, der diese nach Sosnowitz hinauslockt, auf den Hund gekommen. Es bleibt zu untersuchen inwieweit diese Schuld der ortsansässigen Kaufmannschaft und Geschäftswelt ist. Auch dieser Umstand veringert die Möglichkeit der Durchführung einer einigermaßen annehmbaren Arbeitslosenfürsorge Aus all diesen Gründen ist der Beschluß des Moratoriums verständlich und gut zu heißen. Die Auswirkungen eines solchen Moratoriums sind wiederum nicht so schlimm, wie es Pessimisten glauben machen wollen, die, was recht sonderbar anmutet, gerade im Lager der Sanatoren zu suchen sind. —h.

Gieschewald. (Vandalismus.) Auf der Chaussee Gieschewald—Myslowitz, verwüsteten junge Burschen 80 junge Chausseebäumchen. Die Kattowitzer Kriminalpolizei sucht die Täter fieberhaft, so wurden in Emanuelssegen eine Reihe junger Leute polizeilich vernommen, da der Verdacht besteht, das die Täter aus Ems sind. (!)

Janow. (Unglücksfall.) Infolge Glatteis kam die verwitwete Bronislawa Budny aus Janow, auf der ul. Dolna in Nickischschacht, zu Fall, wobei sie sich einen Bruch des rechten Unterarmes zuzog. Durch Straßenpassanten wurde die Betreffende zum nächsten Arzt geschafft und ihr durch Herrn Dr. Wowcak die erste Hilfe erteilt. Der Unglücksfall ist umsomehr zu bedauern, als die Verunglückte keinerlei Rente oder Unterstützung bezieht, und nur durch Verkauf von Hausgebrauchsartikeln ihr kümmerliches Dasein fristet und durch diesen Unglücksfall die Bedauernswerte aufs schwerste getroffen ist. Hierzu sei noch bemerkt, daß der Unglücksfall einerseits den Hausbesitzer betrifft, weil der Bürgersteig nicht mit Asche bestreut war, andererseits auch die Gemeinde, die in diesem Jahre auf der genannten Straße noch keinerlei Abschlußmöglichkeiten für das Schmelzwasser geschaffen hat. Dieses dringt über die Bürgersteige, sogar in die, tiefer gelegenen, Hausflure hinein, und bei eintretendem Frost entstehen dann, erklärlicher Weise, Glattflächen, die derartige Unfälle verursachen. Hier tut rasche Hilfe not!

Schwientochlowitz u. Umgebung

Bismarckhütte. (Die Kindesleiche in der Kloakenanlage.) Einen gräßlichen Fund machte ein Arbeiter, welcher mit dem Abfahren von Kloaken beschäftigt war. Derselbe fand in einer Kloakenanlage ein totes Kind, welches sich bereits im stark verwestem Zustande befand. Die Leiche wurde in die Leichenhalle des Hüttenspitals der Bismarckhütte geschafft. x.

Kunzendorf. (Nettes Christentum.) Wohnt da bei einem ehrsamen, echt christlichen Hausbesitzer P. K., der nebenbei auch noch Eisenbahner ist ein arbeitsloser Mieter, der bisher immer pünktlich, trotz Arbeitslosigkeit, seine Miete entrichtet hat. Im letzten Monat konnte er aus anderen Verpflichungen heraus, die Miete nicht bezahlen, entschuldigte sich beim Wirt und versprach, sie nachträglich abzuführen. Wie erstaunt war er, als er einige Tage später beim Wirt erschien und dieser die Annahme der Miete verweigerte und ihn aufforderte, daß er die Einzahlung durch die Post besorgen solle, die Annahme des Betrages wurde dann prompt verweigert, weil der gute Christ inzwischen seinem Mieter eine Zahlungsbefehl zustellen ließ. Um nun nicht die Kosten dieses Zahlungsbefehls zu tragen, hat er einfach den Arbeitslosen in eine bedrängte Lage gebracht, denn er hat gegen die Nichtzahlung am Verfallstermin weder protestiert, noch mit dem Gericht gedroht und der Mieter war ja auch bestrebt seiner Verpflichtung nachzukommen. Gerade in der Umgegend von Kunzendorf und daselbst gibt es eine Reihe von Arbeitslosen, die aus der Notlage heraus keine Miete zahlen, aber die Hausbesitzer haben Nachsicht mit ihnen. Aber der gute „Christ" K. klagt, wenn ihm nicht sofort am 1. die fällige Miete gezahlt wird. Ja, im Evangelium heißt es, daß man nicht Schätze ansameln soll, die Rost und Motten fressen, aber unsere guten Christen bedienen sich sogar des Gerichts um ihre „Schätze" schneller einzutreiben. Denn das Geld scheint auch K. lieber zu sein als der kommende Himmel. Es gibt doch gewisse Unterschiede zwischen Christen, solche die es sind und solche die nur die Firma tragen und zu den letzteren scheint der Hausbesitzer und Eisenbahner K. zu gehören. Einem Arbeitslosen noch die letzten Groschen durch Gerichtskosten, die überflüssig waren, zu rauben, daß allerdings ist echtes Christentum!

Pleß und Umgebung

Achtung, Arbeiter der Emanuelssegengrube!

Am Mittwoch, den 30. März d. Js., finden auf der Emsgrube die Betriebsratswahlen statt. Wie andere Jahre, so auch dieses Jahr, ist auf dieser Anlage von einer Einigkeit der Arbeiterschaft nichts zu merken, denn nicht weniger als 5 Listen, sind zu den Arbeiterratswahlen aufgestellt worden. Schuld an der Zersplitterung ist das kleine Häuflein der „Christlichen Gewerkschaften", sowie der „Federacja", die hier im Trüben fischen und auf die Kosten der Anderen ihren Laden aufmachen wollen. Die Emser Belegschaft muß diesen Arbeiterverrätern bei dieser Wahl eine ganz gehörige Antwort geben, denn diese gelben und schwarzen Gewerkschaften sind schuld daran, daß im oberschlesischen Industriebezirk, die Löhne reduziert worden sind, daß, durch solche Arbeiterführer, wie Jankowski, Grajek, mit Hilfe der Federacja, der Streik im oberschlesischen Gebiet nicht durchgeführt worden ist, sie waren schuld daran, daß der Streik im Dombrowaer Gebiet blutig abgebrochen worden ist. Emser Arbeiter, merkt auf und gebt keine Stimme auf die Liste Burzan und Co. B. ist derjenige, der mit der Sanacja schmust und nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht ist. Als Gemeindevertreter ist er der größte Feind der Arbeiter und behauptet, er sei nicht von den Arbeitern, sondern von den Beamten in die Gemeinde gewählt worden, genauso wird er es machen, wenn er als Betriebsrat gewählt wird, darum keine Stimme der Liste Burzan und seiner Sippschaft, wer diese Liste wählt, hat sich selbst verraten!

Jeder aufgeklärte Arbeiter, jede Arbeiterin, jeder Gewerkschaftler, wählt am Mittwoch, den 30. März, die **Liste Nr. 2** des Deutschen Bergbauindustrie-Verbandes mit den Spitzenkandidaten: Iwan Viktor, Rauer Fritz, Nowrotek und Schojda Karl (Fürstengrube). Das sind alte und erprobte Arbeitervertreter, die offen die Abeiterinteressen schützen, darum wählt die **Liste Nr. 2**, dann sind eure Arbeitsrechte gesichert! Keine Stimme den gelben und schwarzen Listen, den Arbeiterverrätern. Jede Arbeiterin, Arbeiter und „Volkswille-Leser", sowie die Arbeitskollegen aus Fürstengrube und Morgi, wählen am Mittwoch, den 30. März, die deutsche Liste **Nr. 2**, mit den Spitzenkandidaten Iwan und Schojda (Fürstengrube) **Nr. 2.**

Nächtlicher Geschäftseinbruch. In der Nacht zum 23. d. Mts. wurde in das Geschäft des Alois Glanc, auf der ulica Piastowska in Pleß, ein schwerer Einbruch verübt. Die Täter durchschnitten die Alarmglocke, um den Ladenbesitzer nicht auf sich zu lenken. Aus der Geschäftskasse entwendeten die Eindringlinge einen Geldbetrag von 100 Zloty. Daraufhin begaben sie sich nach der nebenanliegenden Küche, wo sie einen Geldbetrag von 800 Zloty, sowie 200 Reichsmark stahlen. Den Einbrechern gelang es, mit der reichen Diebesbeute unerkannt zu entkommen.

Emanuelssegen. (Unglücksfall.) Der 25jährige Pietyra Herbert stürzte auf dem Grubenplatz hin und brach sich das Bein. Er fand Aufnahme im hiesigen Knappschaftslazarett.

Kostuchna. (Betriebsratswahlen auf Boerschächte.) Am 23. März fanden auf Boerschächte die Betriebsratswahlen statt. Zu diesen Betriebsratswahlen wurden drei Arbeiter- und drei Angestelltenlisten eingereicht. Die Belegschaft der Boerschächte, sah diesen Wahlen mit besonderer Spannung entgegen. Die Liste 1 der Arbeiter (Polnische Berufsvereinigung) bekam 214 Stimmen (2 Mandate); **Liste 2 (Klassenkampfgewerkschaften, Poln. Zentralverband und deutsche freie Gewerkschaften) 537 Stimmen (5 Mandate) und 2 Arbeiterratsmitglieder.** Liste 5 201 Stimmen (2 Mandate). Abgegebene Stimmen waren 979 Stimmen. Ungültig waren 27 Stimmen. Gewählt haben 97 Prozent der Belegschaft. Zu bemerken wäre noch, daß trotz wochenlanger Hetze und Verleumdungen von der Liste 5 (poln. Ber.-Ver. Sojka) die Belegschaft der Boerschächte, das Urteil gegen Sojka ausgesprochen hat, indem sie der Liste 2, der Klassenkampfgewerkschaften, zum glänzenden Erfolg geholfen haben. Die Listen der Angestellten waren gemischt und gehörten keiner Gewerkschaftsrichtung an. Liste 3, 27 Stimmen. Liste 4, 22 Stimmen. Liste 6, 16 Stimmen. 2 Stimmen waren ungültig.

Warszowice. (12 Fuhren mit Stroh durch Feuer vernichtet.) In der Ortschaft Warszowicz brach Feuer aus und zwar in der Scheune des Landwirts Michael Stanko. Dort gerieten Strohvorräte (es handelt sich um 12 Fuhren) in Brand, welche vernichtet wurden. Der Brandschaden wird auf rund 6000 Zloty beziffert. Nach den polizeilichen Feststellungen soll das Feuer auf Unvorsichtigkeit zurückzuführen sein. x.

Goethes letzte Liebe

Roman von Berthold Frucht

19)

Noch während Goethe die Glückwunschbriefe sichtete, erschienen Deputationen von Marienbad und Karlsbad, dann Lehrer und Schulkinder als Abgesandte von Schulen, Staatsmänner, Schauspieler, Dichter...

Und Goethe mußte sich hundertmal immer dieselben Phrasen anhören, während seine Gedanken bei Ulrike weilten.

Zwölftes Kapitel.

Der Großherzog gratuliert.

Plötzlich stürzte Stadelmann aufgeregt ins Zimmer.

„Wissen Sie, Herr Geheimbde Rat, wer da ist?" kam es jäh aus des treuen Dieners Munde.

„Stadelmann, so sag Er doch, wer da ist!"

„Der Großherzog ist da!"

„Um Gottes willen, der Großherzog!" Mit diesen Worten lief Goethe der Tür zu, dem Freunde entgegenzueilen.

Indessen hatte der großherzogliche Leibjäger die Türflügel aufgerissen. Und der Großherzog in Generalsuniform trat lächelnd ins Zimmer, während sein Adjutant, Graf von Planitz, und der Leibjäger draußen vor der Tür stehenblieben, und begrüßte den überraschten Goethe:

„Da bin ich, Wolf!"

„Wahrhaftig, der Großherzog!" rief Goethe aus.

„Ja, ich bin es selbst, Bruder Goethe", lachte der Großherzog, schloß den freudig erregten Dichter in seine Arme und küßte ihn auf Mund und Wangen.

Dann erzählte er:

„An der böhmischen Grenze jagend, konnt' ich es mir nicht nehmen lassen, meinem Freund und Bruder, der seit fast einem halben Jahrhundert für mich und mein Haus treu und mit großem Erfolg wirkt, persönlich zum Geburtstag zu gratulieren. Ich eilte auf den Flügeln der brüderlichen Liebe hierher. Und nun bin ich da."

Er umarmte Goethe wieder und drückte ihm zahlreiche Küsse auf die Lippen.

Ueber den Besuch des Großherzogs hochbeglückt, gab Goethe seiner Freude beredten Ausdruck und fragte: „Wie soll ich Ihnen, Durchlaucht, für die mir erwiesene Ehrung danken?"

Dann setzte er rasch hinzu: „Aber ich erblicke darin mehr als eine Ehrung. Ich erblickte darin eine günstige Fügung Gottes!"

„Was willst du damit sagen, Wolf?" kam es fragend aus des Großherzogs Munde.

„Der Gott der Liebe hat mir Königliche Hoheit hierhergeschickt. Königliche Hoheit sollen mir den Liebesboten, den Freiwerber abgeben", erwiderte Goethe.

„Wolf, du brauchst einen Liebesboten?" fragte der Großherzog lächelnd und setzte hinzu: „Früher, in jungen Jahren, benötigtest du keinen Fürsprecher, und warst dein eigener Liebesbote! Wir werden eben alt, Wolf."

„Ich kenne Junge, die auch eines Liebesboten bedurften", warf Goethe ein.

„Du meinst wohl mich, für den du bei der Jagemann den Liebesboten abgeben mußtest?" fragte der Großherzog und gestand:

„Du hast mir damals einen großen Liebesdienst erwiesen, Wolf. Den kann ich dir nicht vergessen."

„Ich bitte jetzt um einen Gegendienst, Königliche Hoheit."

„Also diesmal soll ich deinen Freiwerber abgeben, Wolf?"

„So ist es, Königliche Hoheit", bestätigte Goethe.

„Und um was handelt es sich, Wolf? Dann leg mal los!"

„Ich liebe und finde Gegenliebe, Königliche Hoheit; doch es gebricht mir an Mut, um die Hand meiner Herzenskönigin anzuhalten, Königliche Hoheit."

„Da soll die Königliche Hoheit bei der Königin deines Herzens ein gutes Wort einlegen — nicht wahr, Wolf? — Und wer ist deine Herzenskönigin, Wolf? Gewiß die Levetzow...?"

„Ja, die Levetzow ist's!" bestätigte Goethe.

„Ist es die Mutter, Wolf?" fragte der Großherzog.

Goethe schüttelte das Haupt.

„Also die Mutter ist es nicht? Dann ist es wohl die Tochter?" fragte der Großherzog und setzte hinzu: „Mir ist, offen gestanden, die durch zweifache Heirat in Liebesdingen erfahrenere Mutter lieber — aber du, Wolf, schwärmst ja immer für junges Blut. Und nun, Wolf, noch eine Frage: Hast du dich schon irgendwie deinem Grünschnäbelchen genähert, Wolf?"

„Wir haben uns die Liebe gestanden, Königliche Hoheit", erwiderte Goethe.

„Was habe ich dann dabei noch zu tun, Wolf?"

„Das Wichtigste, Königliche Hoheit, denn die Mutter steht uns im Wege. Und ich fürchte sehr, sie wird ihre Zustimmung nicht geben."

„Hast du schon bei der Mutter einen Versuch unternommen, Wolf?"

„Ich sagt' es doch schon, Königliche Hoheit. Es gebricht mir vollständig an Mut zu diesem Schritt."

„Also soll ich das besorgen, Wolf?"

„Ja, Königliche Hoheit, wenn ich bitten darf."

„Für andere freien ist bedenklich, sagst du irgendwo in deinen Schriften, Wolf."

„In ‚Hermann und Dorothea', Königliche Hoheit", ergänzte Goethe.

„Für andere freien ist nicht nur bedenklich, sondern auch undankbar", meinte der Großherzog. „Aber ich will es für dich gern tun, Wolf. Bist du doch nicht nur mein Erzieher, Lehrer, Freund und Bruder. Du warst auch mein Berater und Sachwalter, du hast die Verwaltung meines Landes in geordnete Bahnen geleitet und sicher begründet. Du hast es glücklich und groß und Weimar zum geistigen Mittelpunkt, zum Mekka der Deutschen gemacht. Du warst mein Helfer in allen Nöten des Lebens. Mit welcher vorbildlichen Freundestreue bist du für mich eingetreten, als ich vor dreizehn Jahren, landesflüchtig in der Fremde umherirrte!

Die Worte, die du damals an mich schriebst, sind in meinem Gedächtnis unauslöschbar eingegraben. Mit einem Stecken in der Hand, sagtest du, Wolf, wollen wir unseren Herrn, wie jener Lukas Kranch den seinigen, ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, so schriebst du, Wolf, werden die Augen aufschlagen und zueinander sprechen: Das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er zu seinen Freunden so treu im Unglück hielt, weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem Totenbett besuchte, weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen!

Du schriebst damals ferner: Ich will ums Brot singen. Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Lieder fassen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist. Die Schande der Deutschen will ich besingen. Die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euren hinuntersingen! So schriebst du, Wolf. Und diese deine vorbildliche Treue verpflichtet mich dir zu ewigem Danke."

(Fortsetzung folgt.)

Bielitz, Biala und Umgegend

Bielitz und Umgebung

35 jähriges Bestandesjubiläum des A. G. V. „Frohsinn" Bielitz.

Den jetzigen krisenhaften Verhältnissen Rechnung tragend, feierte der A. G. V. „Frohsinn" sein 35jähriges Bestehen mit einer schlichten Fest-Versammlung, welche im Anschluß an die ordentliche Generalversammlung in der Restauration „Tivoli" am 13. März d. Js. stattfand.

Die ordentliche Generalversammlung nahm einen ruhigen und sachlichen Verlauf. Sämtliche Berichte wurden zur Kenntnis genommen. Aus dem Kassenbericht ging hervor, daß der „Frohsinn" noch aktiv ist, trotz der schweren wirtschaftlichen Lage, die fast die Hälfte der Sänger arbeitslos machte. Ein erfreuliches Zeichen ist die glatte Durchführung der Wahlen. Es wurde der alte Vorstand mit nebensächlichen Aenderungen bezw. Ersatz einstimmig wiedergewählt. Den erwähnten Verhältnissen Rechnung tragend, wurde der Beitrag für die ausübenden Mitglieder in alter Höhe belassen, der Beitrag für unterstützende Mitglieder auf 5 Zl. pro Jahr und Mitglied ermäßigt. Arbeitslose sind von der Zahlung der Beiträge befreit. Nach Erledigung der Tagesordnung wurde die Generalversammlung geschlossen und eine Pause eingeschaltet.

Festversammlung.

Nach der Pause eröffnete der Obmann die Festversammlung. Vor Eingang in dieselbe gedachte er der in der Zeit des Bestehens uns durch den Tod Entrissenen, in warmen Worten, welcher Nachruf von den Versammelten stehend angehört wurde.

Sodann brachte der Obmann einen Vortrag über die Vereinschronik der abgelaufenen 35 Jahre, welchem die Versammelten voll Interesse folgten.

Der A. G. V. „Frohsinn" wurde aus den Gesangsvereinigungen der Metall- und Textilarbeiter über Anregung des Gen. Viktor Ulbrich durch ein Komitee gegründet, nachdem dieses die Statuten usw. ausgearbeitet hatte. Die konstituierende Generalversammlung fand am 12. März 1897 statt, bei welcher Etrzelany Karl als Obmann, Rischka Karl als Obmann-Stellvertr., Grübel Johann als Schriftführer, Wagner Heinrich als Kassierer und Manigel Viktor als Archivar gewählt wurden. Nach Ablauf des ersten Vereinsjahres zählte der Verein 61 ausübende und 31 unterstützende Mitglieder.

Als erster Chormeister fungierte sehr aufopferungsvoll H. Lehrer **Zeitzinger**. Es folgten ihm dann Adalbert Ranftl, Josef Reinisch, Glösel, Bernhard Stütz, letzterer bis zum Kriegsausbruch. Ab 1919 Bruno Philipp, Fachleher Hans Müller, P. Jenkner, B. Stütz, Alfred Polian, Oskar Hubl und als letzter Herr **Piong**, welcher schon durch viele Jahre den Verein leitet und dem an dieser Stelle für die umsichtige und ersprießliche Tätigkeit der herzlichste Dank gebührt.

Im Jahre 1902 hatten die Mitglieder das Bedürfnis nach einer eigenen Fahne ausgesprochen. Ein eifriges Komitee wurde eingesetzt, welches die Vorarbeiten und Sammlungen durchführte und ein Projekt an die Behörden einsandte, nach welchem die Fahne hätte ganz rot sein sollen, jedoch von der Behörde abgelehnt, in rot-grün jedoch bewilligt wurde. Schon am 31. Mai 1903 wurde die Fahnenenthüllung vorgenommen, bei welcher Frau Zdenka Ranftl die Taufpatinstelle innehatte.

Durch 29 Jahre weht uns unser Banner im Kampfe stets voran, bei Mai-Umzügen usw., aber auch bei traurigen Anlässen, wenn es heißt, den Mitgliedern das letzte Geleite zu geben.

Im Laufe der 35 Jahre seines Bestehens wirkte der Verein bei unzähligen Festen mit, die aufzuzählen hier nicht der Platz ist.

Von der Mitgliedsliste der konstituierenden Generalversammlung i. J. 1897 nehmen noch aktiven Anteil folgende Sangesbrüder: Dziadek Karl, Manigel Viktor, Schaffran Emil, Stafinski Johann. Unterstützende sind Schaffran Hugo und Ulbrich Johann.

Nachdem der Obmann sämtlichen Gönnern und Förderern wie auch den langjährigen Funktionären den Dank ausspricht und dem Wunsche Ausdruck gibt, der Verein möge die Krise glücklich überstehen, schließt er die Festversammlung.

Sodann fand der gemütliche Teil statt, welcher die Sangesschwestern und Sangesbrüder bei Gesang und Tanz einige Stunden beisammenhielt und an die sich jeder Teilnehmer gerne erinnern wird. s.

Stadttheater Bielitz.

Oster-Sonntag, den 27. März, nachm. 4 Uhr, eine Kindermärchen-Vorstellung: „Schneewittchen und die sieben Zwerge", Märchenspiel mit Gesang und Tanz in 7 Bildern von Emil und Leontine Janko. Kinderpreise!

Oster-Sonntag, den 27. März, abends 8 Uhr, die erste Wiederholung von: „Sensation", Schauspiel in 3 Akten von John Galsworthy.

Oster-Montag, den 28. März, nachm. 4 Uhr, Kindermärchen-Vorstellung: „Schneewittchen und die sieben Zwerge", Märchenspiel mit Gesang und Tanz in 7 Bildern von Emil und Leontine Janko. Kinderpreise!

Oster-Montag, den 28. März, abends 8 Uhr, zu billigen Preisen: „Die lustigen Weiber von Windsor", Lustspiel in 5 Akten von William Shakespeare.

In Vorbereitung: „Die Braut von Torozko" von Otto Indig. Der Riesenerfolg des Josefstädter Theater in Wien.

Volksbühne Biala-Lipnik, veranstaltet am 1. Osterfeiertag, den 27. März 1932, um 6 Uhr abends, im Saale des Arbeiterheimes in Bielsko die Wiederholung der Operette „Wo die Lerche singt . . .", wozu alle Freunde und Gönner freundl. eingeladen werden. Nach Schluß der Operette Tanz. Regie: Gürtler A. Musikalische Leitung: Tadeusz Woliczko. Entree im Vorverkauf 1,50 Zloty, an der Kasse 2,00 Zloty, für Arbeitslose 1,00 Zloty.

Ehemaliger „Erster bürgerlicher Leichenverein Bielitz". Am Mittwoch, den 30. März, 6 Uhr abends, findet im Restaurant Bichterle (Pilsnerhof) am Ring die nächste Versammlung statt, zu welcher die geehrten Mitglieder höflichst eingeladen werden.

Vor den Schätzungen der Umsatzsteuer für das Jahr 1931

Wichtig für die Mitglieder der Schätzungskommissionen

Die Schätzungskommissionen, die die Umsatzsteuer zu bemessen haben, haben bereits ihre Tätigkeit begonnen.

Die Bemessung der Umsatzsteuer ist doppelt wichtig: einmal für diese Steuer selbst, zweitens für die Bemessung der Einkommensteuer. Ist die Umsatzsteuer zu hoch bemessen, dann hat dies auch eine Rückwirkung auf die Höhe der Einkommensteuer.

Die Mitglieder der Schätzungskommissionen müssen daran denken, daß ihre Funktion weit verantwortlicher ist, als jene der Einkommensteuerkommissionen.

Die Mitglieder der Schätzungskommissionen sind nicht in der Lage, die Verhältnisse der Steuerträger aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Sie sind also auf die Ermittelungen des Steueramtes, besorgt im vertraulichen Wege, angewiesen. Diese aber sind nicht bindend, sofern sie nicht mit zweifelsfreien Dokumenten belegt sind.

Die schwierigste Aufgabe obliegt den Schätzungskommissionen bei Bemessung der Steuer bei jenen Steuerträgern, die keine Bücher führen. Hier entscheidet das freie Ermessen.

Bei dieser Entscheidung muß man sich vor Augen halten, daß wir

in dritten Krisenjahr

leben, daß die Folgen der Wirtschaftsmisere der vorigen Jahre erst jetzt zum Ausdruck kommen.

In erster Reihe ist also zu bedenken, daß — mit ganz geringen, glücklichen Ausnahmen, die irgend einem Wunder den zufälligen Geschäftsaufstieg verdanken — die Umsätze stark zurückgegangen sind.

In welchem Ausmaße?

Eine Richtschnur bildet das Budgetpräliminar, welches in diesen Tagen im Schlesischen Sejm verabschiedet wird.

Im Vergleiche mit dem Budgetjahr 1931/32 (damals waren rund 34 000 000 Zloty präliminiert) sind für das Jahr 1932/33 nur 23 000 000 Zloty aus der Umsatzsteuer präliminiert worden.

Demnach sind die Eingänge aus der Umsatzsteuer um 11 Millionen Zloty herabgesetzt worden.

Begründeterweise erwartet die Wojewodschaft, daß infolge des verschlechterten Geschäftsganges der Umsatz sich um 34 Prozent im Vergleiche mit dem Vorjahre verkleinern wird.

Die Beschlüsse des Schlesischen Sejms geben der Schätzungskommissionen die beste Richtschnur.

Es sei zur weiteren Aufklärung hinzugefügt, daß die Steuerrückstände in der Schlesischen Wojewodschaft die ungeheure Höhe von rund

67 Millionen Zloty

erreicht haben. **Die Hälfte hiervon** — diesbezüglich war die Meinung der Budgetkommission einstimmig — **ist uneinbringlich.**

Warum uneinbringlich?

Weil die Steuerträger längst ihre Wirtschaftseinheiten aufgelöst haben oder aber vielleicht noch vegetieren, aber nie in der Lage sein werden, den Steuerrückstand zu entrichten. Zum Teil hat ihren Niedergang auch die Steuer beschleunigt.

Soll der Wirtschaftsfriedhof noch größer werden?

Die übermäßigen Steuerschätzungen können zur Vernichtung ungezählter Steuerträger beitragen. Gerechte, tragbare Besteuerung wird das Vertrauen der Bevölkerung zum Steuerausmaß kräftigen und ihnen die Bezahlung der Rückstände ermöglichen.

Die Wirtschaftsverbände wären verpflichtet, gerade jetzt unter den Steuerträgern Aufklärung zu verbreiten, wie sie sich bei der Steuergrundlagenermittlung zu verhalten haben.

Die Generalversammlung der Automobilisten, Ortsgruppe Bielitz.

Am Samstag, den 5. März l. J., fand die Generalversammlung der dem Klassenverbande angeschlossenen Automobilistenorganisation in ihrem Vereinslokal statt. Der Vorsitzende eröffnet die Generalversammlung um 9 Uhr abends und gibt die statutenmäßige Tagesordnung bekannt.

Die Versammlung ehrt durch Erheben von den Sitzen die im verflossenen Vereinsjahr gestorbenen Kollegen.

Das Protokoll wird in deutscher und polnischer Sprache verlesen und von der Versammlung genehmigt. Der Vorsitzende erstattet den Tätigkeitsbericht, aus welchem hervorgeht, daß sich die Organisation bemüht, die Interessen ihrer Mitglieder in jeder Hinsicht zu wahren.

Der Kassenbericht wies ganz hübsche Zahlen aus, was von der Opferwilligkeit und dem Solidaritätsgefühl der Mitglieder zeugt. Die Richtigkeit der Kassagebahrung wurde wurde seitens der Revisoren bestätigt. Aus dem Bericht des Schriftführers war zu ersehen, daß das Vereinsleben ein äußerst reges war. In Rechtsfragen wurden für die Mitglieder Interventionen durchgeführt und Rechtsberater beigestellt. Sämtliche Berichte wurden befriedigend zur Kenntnis genommen. Die Wahlen wurden mittelst Stimmzettel durchgeführt. Nach vorheriger Beratung vor der Generalversammlung konnten sich die Mitglieder über den neuzuwählenden Vorstand einig werden, so daß die Neuwahl glatt vonstatten ging und sämtliche Gewählte die Wahl annahmen.

Zu Punkt Referat erteilt der Vorsitzende dem Gewerkschaftssekretär Genossen Rosner das Wort, welcher hervorhob, daß der neue Vorstand reichliche Arbeit im neuen Vereinsjahr zu leisten haben wird. Die Kapitalisten befinden sich heute den Arbeitern gegenüber in der Offensive und führen Angriff auf Angriff durch. Den Chauffeuren werden fortwährend die Löhne gekürzt, die Ueberstunden werden nicht nach gesetzlicher Vorschrift bezahlt. Die Autobesitzer praktizieren dies in folgender Weise: Dem Chauffeur wird ein wöchentlicher Grundlohn von 20 bis 30 Zloty gewährt. Für geleistete Ueberstunden wird ein Pauschalbetrag von 10 bis 20 Zloty wöchentlich gezahlt, so daß ein Chauffeur für 60- bis 100 stündige Arbeitszeit einen Lohn von 30 bis 50 Groschen per Stunde erhält. Mit diesem Verrechnungssystem muß aufgeräumt werden. Die Löhne müssen durch Lohntarifvereinbarungen festgelegt werden. Der Redner kommt dann auf die Chauffeurschulen zu sprechen. Dabei wird nicht auf die physische Eignung Rücksicht genommen, sondern die Hauptsache ist, daß der Chauffeurkurs gut bezahlt wird. Durch diese Methode wird eine Massenproduktion von Chauffeuren hervorgerufen, die dann als Lohndrücker bei alten erfahrenen Chauffeuren sich unliebsam bemerkbar machen. Zusammenfassend muß die Automobilistenorganisation mit allen anderen Klassengewerkschaften enge sich zusammenschließen, um alle Anschläge abzuwehren und es nicht zuzulassen, daß die Arbeits- und Lohnverhältnisse, sowie die ganze Sozialgesetzgebung verschlechtert werden. Lebhafter Beifall wurde dem Referenten gespendet.

Nachdem die Zeit schon vorgerückt war und sich niemand mehr zum Worte meldete, schloß der Vorsitzende die Versammlung um 12 Uhr nachmittags.

Wie berechnet man das Osterdatum?

Vor 148 Jahren fand in der städtischen Volksschule zu Braunschweig eine Rechenunterrichtsstunde statt. Der ermüdete Lehrer, der sich sehnte eine längere Weile auszuruhen, sagt zu den Schülern: — Schreibt eine längere Reihe Ziffern auf, von 1 bis 40 und darauf summiert.

Die Schüler machten sich an die Arbeit. Dies war eine ziemlich mühselige Aufgabe. Der Erzieher nahm mit Recht an, daß dies eine Unterrichtsstunde ausfüllen werde. Plötzlich erhebt sich der siebenjährige Karl Friedrich Gauß und ruft: — Schon, Herr Professor! — Was, schon? — Ich habe schon zusammengezählt. — Es kann nicht sein. Zeige her! Ausgekommen 820! Summe war treffend. Der Knirps zählte die erste und die letzte Ziffer zusammen, multiplizierte durch 40 und teilte durch 2. Seit dieser Zeit setzte Karlchen öfters seinen Meister in Erstaunen.

Als die Astronomen die am 1. Januar 1801 von Piazzi zu Palermo entdeckte Ceres, die erste der Asteroiden, nicht wiederfinden konnten, entwickelte Gauß, ohne jegliche optische Vorrichtung, neue Methoden zur Berechnung der Planetenbahnen, und auf Grund seiner Rechnung fanden Zach und Olbers den Planeten Ceres wieder. Diese Rechnung rief Bewunderung unter den Gelehrten hervor. Unter der großen Anzahl Arbeiten K. F. Gauß' ist besonders die wunderbare Osterformel hervorzuheben. Wie bekannt, ist das Datum des Auferstehungsfestes von der Umdrehung des Mondes abhängig und mit jedem Jahre unterliegt es einem Wechsel.

Wir feiern Ostern am ersten Sonntag nach dem Frühlingsvollmond, welcher nach dem 22. März eintrifft. Wenn wir normal berechnen wollten, würde das viel Zeit wegnehmen und nur ein guter Mathematiker würde sich Rat geben. Früher beschäftigte sich mit dieser Arbeit speziell ein Kollegium beim Vatikan, heute kann ein jeder von uns, dank der Formel Gauß', ohne die geringste Aufbietung seiner Kräfte, diese Kunst ausführen. Die zauberische Formel lautet also: 1. Die Jahreszahl wird geteilt durch 19 und den Rest notieren A. 2. Auch die Jahreszahl teilen durch 4 und den Rest notieren B. 3. Nochmals dieses Jahr teilen durch 7 und den Rest notieren C. 4. Den Rest A multiplizieren durch 19, zum Ergebnis hinzuzählen 24, die Summe teilen durch 30 und den Rest notieren D. 5. Wir multiplizieren den Rest B durch 2, C durch 4 und D durch 6, die Ergebnisse zusammenzählen und 5 hinzuzählen, die erhaltene Summe teilen wir durch 7 und notieren den Rest E. 6. Restsummen D und E hinzugezählt zum 22. März, deuten uns das gesuchte Osterdatum an. Ist die Summe aber größer wie 31 ausgefallen, so muß von derselben die Zahl 31 abgerechnet werden

Wir wollen mit dem laufenden Jahr einen Versuch machen: 1. Die Zahl 1932 geteilt durch 19 ergibt den Rest 13 A. 2. Dasselbe geteilt durch 4 ergibt den Rest 0 B. 3. Geteilt durch 7 bleibt 0 C. 4. Wir multiplizieren 13 durch 19 und erhalten 247, zählen 24 hinzu und erhalten 271, geteilt durch 30 bleibt Rest 1 D. 5. 2 mal 0 B ist 0, 4 mal 0 C ist 0, 6 mal 1 D ist 6. Die Summe der Ergebnisse beträgt 6, plus 5 ist 11, geteilt durch 7 bleibt Rest 4 E. 6. Letzte Handlung. Rest D 1 und E 4 summiert ist 5. Diese Ziffer zum 22. März hinzugerechnet macht 27, also den 27. März oder das Datum des ersten Osterfeiertages im laufenden Jahr.

Diese Formel wird niemals täuschen und deutet die Osterdaten voraus bis zum Jahre 2099.

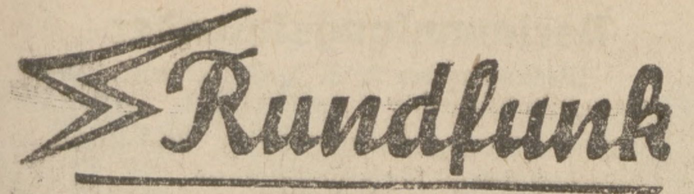
Wo die Pflicht ruft!"

Wochen-Programm des Vereins Jugendl. Arbeiter, Bielsko.

Sonntag, den 27. März l. Js., um 5 Uhr abends: Spiel- und Tanzabend.
Montag, den 28. März l. J., um 5 Uhr nachm.: Spielabend.
Dienstag, 29. März, 7 Uhr abends: Gesangsstunde.
Mittwoch, 30. März, ½6 Uhr: Mädchenhandarbeit.
Donnerstag, 31. März, 7 Uhr abends: Diskussionsabend mit Lichtbildervortrag.
Freitag, 1. April, 8 Uhr abends: Theatergemeinschaft.
Sonntag, 3. April, 5 Uhr nachm.: Gesellschaftsspiele.

Altbielitz. (Voranzeige.) Der Arbeitergesangverein „Gleichheit" in Altbielitz veranstaltet am Ostersonntag in den Gasthauslokalitäten des Herrn Andreas Schubert in Altbielitz seine Frühlings-Liedertafel mit reichhaltigem Programm. Die Brudervereine werden ersucht, sich diesen Tag freizuhalten.

Nikelsdorf. (Frühlingsfest.) Der Arbeitergesangverein „Eintracht" und die „Freie Turnerschaft" veranstalten gemeinsam am Samstag, den 16. April d. J., im Saale des Herrn Genser, ein Frühlingsfest. Zur Aufführung gelangen gesangliche, deklamatorische und turnerische Vorträge. Nach Schluß der Vorträge, Tanz. Alle Genossen, Freunde und Gönner obiger Vereine, werden schon heut zu dieser Veranstaltung höfl. eingeladen. Der Festausschuß.



Kattowitz — Welle 408,7

Sonntag. 10,25: Gottesdienst. 11,58: Stundenschlag und Programmansage. 16: Landwirtschaftsfunk und Konzert. 17: Leichte Musik. 18,30: Ausgewählte Lieder. 19: Leichte Musik. 20,30: Solistenkonzert. 22: Leichte Musik und Tanzmusik.

Montag. 10,25: Gottesdienst. 11,58: Stundenschlag und Programmansage. 12,15: Sinfoniekonzert. 14,20: Duette. 15: Volkstümliche Liedervorträge. 16,55: Violin- und Klaviervorträge. 17,45: Nachmittagskonzert. 20,15: Operette: „Das süße junge Mädchen". 22,50: Schallplatten. 23: Ostern in Polen. 23,30: Tanzmusik.

Dienstag. 12,10: Schallplatten. 16,40: Der oberschlesische Gärtner. 17,35: Sinfoniekonzert. 19,20: Kunstvortrag. 20,15: Volkstümliches Konzert. 22: Klaviervortrag. 22,55: Tanzmusik.

Warschau — Welle 1411,8

Sonntag. 10: Gottesdienst. 11,58: Zeit, Fanfare. 12,05: Tagesprogramm. 12,10: Wetter. 12,15: Konzert. 12,35: Verschiedenes. 19,30: Leichte Musik. 20,30: Solisten-Konzert. 22: Tanzmusik.

Montag. 10: Gottesdienst. 11,35: Missionsvortrag. 12,10: Wetter. 12,15: Sinfoniekonzert. 14: Verschiedenes. 17,45: Orchesterkonzert. 19: Verschiedenes. 20,15: Operette: „Das süße Mädel". 22,30: Abendnachrichten und Tanzmusik.

Dienstag. 12,10: Schallplatten. 15,15: Flugwesen. 15,25: Vorträge. 17,35: Sinfoniekonzert. 18,50: Verschiedenes. 20,15: Volkstümliches Konzert. 22: Klavierkonzert. 22,45: Abendnachrichten und Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 252. Breslau Welle 325.

Gleichbleibendes Wochenprogramm.

Erster landwirtschaftlicher Preisbericht, Börse, Presse. 6,30: Funkgymnastik. 6,45—8,30: Schallplattenkonzert. 11,15: Zeit, Wetter, Wasserstand, Presse. 11,35: Erstes Schallplattenkonzert. 12,35: Wetter. 12,55: Zeitzeichen. 13,10: Zweites Schallplattenkonzert. 13,35: Zeit, Wetter, Börse, Presse. 13,50: Fortsetzung des zweiten Schallplattenkonzerts. 14,45: Werbedienst mit Schallplatten. 15,10: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht, Börse, Presse.

Sonntag, den 27. März. 7: Von Hamburg: Hafenkonzert. 8,30: Konzert auf Schallplatten. 9,30: Glockengeläut und Schallplatten. 10: Evang. Morgenfeier. 11: Schachfunk. 11,30: Bach-Kantate. 12,15: Konzert. 14: Mittagsberichte. 14,10: Aquarienkunde. 14,20: Vortrag über Krankenpflege. 15,20: Kinderfunk. 16: Unterhaltungsmusik. 17,25: Lieder. 18: Ostern. 18,50: Wetter; anschl.: Sportresultate vom Sonntag. 19: Aus New York: Sinfoniekonzert. 19,30: Im Flugzeug über drei Kontinente. 20: Bunter Abend. 22: Zeit, Wetter, Presse, Sport, Programmänderungen. 22,30: Heitere Orchestersuiten.

Montag, den 28. März. 7: Militärkonzert. 9: Für den Kleingärtner. 9,50: Glockengeläut. 10: Kath. Morgenfeier. 11: Vortrag. 11,30: Bach-Kantate. 12,20: Konzert. 14: Mittagsberichte. 14,10: Was der Landwirt wissen muß. 14,30: Beseitigung von Rundfunkstörungen. 15,30: Theaterplauderei. 15,40: Mein Gang nach Jerusalem. 15,55: Kinderfunk. 16,40: Unterhaltungsmusik. 17,40: Vortrag. 18: Wetter; anschl.: Bei den Franziskanern in Breslau-Carlowitz. 18,40: Chorkonzert. 19,15: Wetter; anschl.: Sportresultate vom Feiertag. 19,25: Reimspielereien. 20: Funkpotpourri. 22,30: Abendnachrichten. 22,50: Tanzmusik.

Dienstag, den 29. März. 12: Für den Landwirt. 15,45: Funkbriefkasten. 16: Kinderfunk. 16,25: Unterhaltungskonzert. 17: Lieder. 17,40: Landw. Preisbericht; anschl.: Das Buch des Buch des Tages. 18: Technische Uebersicht. 18,20: Stunde der Frau. 18,45: Wetter; anschl.: Das wird Sie interessieren. 19: Unterhaltungskonzert. 19,30: Wetter; anschl.: Vortrag. 20: Zwei lustige Stunden. 22: Abendnachrichten. 22.30: Unterhaltungs- und Tanzmusik.

SCHACH-ECKE

Lösung der Aufgabe Nr. 103.

H. Weenink. Matt in zwei Zügen. Weiß: Ka6, De8, Tf6, Tc1, La1, Lf1, Sa4 (7). Schwarz: Kd5, Td2, Lb1, Lc7, Sb7, Sf7, Ba5, b5, d7, g4 (10).

1. De8—e3 (droht Sa4—c3 matt) Td2—d3 2. Lf1—g2 matt; 1.... Td2—c2 2. De3—d3 matt; 1.... b5×a4 oder b5—b4 2. Lf1—c4 matt; 1.... Lc7—e5 2. De3×e5 matt; 1.... Td2—e2 oder Lb1—d3 2. De3—d4 matt; 1.... d7—d6 oder Sd6 2. De3—e6 bezw. c5 oder e5 matt; 1.... Lc7—d6 2. Sa4—b6 matt.

Partie Nr. 104. — Unregelmäßig.

In der folgenden Partie aus einem Sechsmeisterturnier im Meladorohaus in Berlin erlangte Weiß durch neuartige Eröffnungsbehandlung ein starkes Angriffsspiel.

Weiß: Helling. Schwarz: Schlage.

1. g2—g3 e7—e5
2. Sg1—f3 Sb8—c6

Stark in Betracht kommt c4 Sd4 c5 Sb3 c4 Sd4 Lc5.

3. d2—d4 e5×d4
4. Lf1—g2 ....

Der Bauer d4 läuft nicht davon.

4. .... Lf8—c5
5. Sb1—d2 Lc5—b6
6. Sd2—b3 Dd8—f6
7. Lc1—g5 Df6—g6
8. h2—h4 h7—h6
9. h4—h5 Dg6—d6
10. Lg5—f4 Dd6—f6
11. Dd1—d2 ....

Die Versuche des Schwarzen, den Bauern zu verteidigen, haben zu einer rapiden Entwicklung der weißen Streitkräfte geführt.

11. .... Sg8—e7
12. 0—0—0 Se7—d5
13. Th1—h4 0—0
14. Sf3×d4 Sd5×f4
15. Th4×f4 Dh6—g5
16. Sd4—f3 ....

Schlägt Schwarz den Bauern h5, so erhält Weiß mit Th1 vernichtenden Angriff.

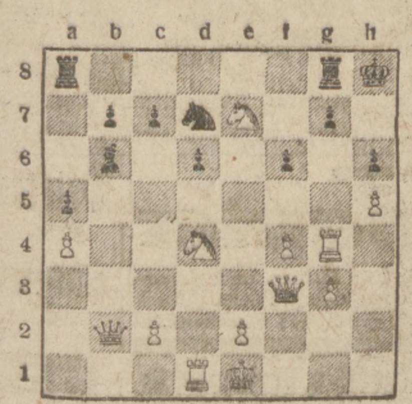
16. .... Dh5—e7
17. Sf3—h4 d7—d6
18. Lg2—d5 ....

Droht Sg6! mit Qualitätsgewinn.

18. .... Lc8—e6
19. Ld5×e6 De7×e6
20. Sh4—f5 a7—a5
21. Dd2—c3 Sc6—e5
22. a2—a4 f7—f6
23. Sb3—d4 De6—f7
24. Tf4—h4 Kg8—h8
25. f2—f4 Se5—d7
26. Th4—g4 Tf8—g8
27. Dd3—f3 Df7—a2
28. Sf5—e7 ....

Vorsichtiger war Sd4—b3.

28. .... Da2—a1+
29. Kc1—d2 Da1×b2
30. Kd2—e1! ....

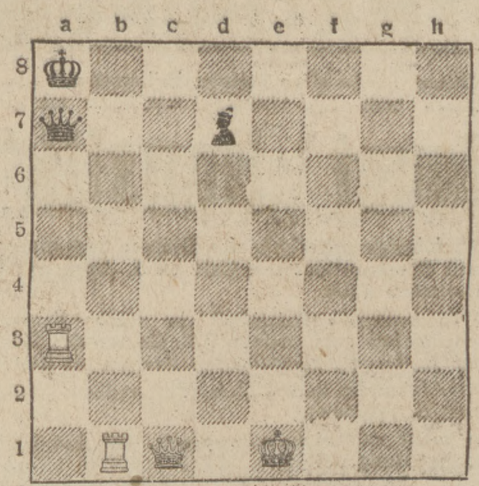


Den Springer darf Schwarz nicht nehmen, denn nach L×d4 Sg6+ Kh7 Dd3 stände er der Drohung Sf8+ nebst Dh7 hilflos gegenüber.

30. .... f6—f5
31. Sd4×f5 Sd7—c5
32. Se7×g8 Ta8×g8
33. Df3—m5 Dd2×c2
34. Sf5×h6 Tg8—e8
35. Sh6—f7+ Kh8—h7
36. Sf7—g5+ Kh7—h8
37. Dd5—f3 Sc5—e4
38. Sg5×e4 Te8×e4
39. h5—h6 g7×h6
40. Tg4—h4 Kh8—h7
41. Df3—h5 Dc2—c3+
42. Ke1—f1 Dc3—f6

Die Verwicklungen sind vorüber. Weiß hat die Qualität mehr und Angriff, so daß der Gewinn nur noch eine Frage der Zeit ist. Es folgte noch: 43. Dd5 Te8 44. Tg4 Te6 45. Dd3+ Kh8 46. Tb1 Df7 47. Dc3+ Kh7 48. Tb5 Tf6 49. Dd3+ Kh8 50. De4 Da2 51. De8+ Kh7 52. De7+ Df7 53. De4+ Kh8 54. D×b7 De6 55. Da8+ Kh7 56. Df3 Df7 57. De4+ Kh8 58. Th5! Te6 59. Da8+ Kh7 60. Tf5 De8 61. D×e8 T×e8 62. Tf7+ Kh8 63. Tg6. Aufgegeben.

Aufgabe Nr. 104. — H. van Beek.



Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Freier Schach-Bund.

An alle Ortsgruppen des „Freien Schachbundes!"

Die letzte Bundesvorstandssitzung beschäftigte sich u. a. auch mit der Schachspalte im „Volkswille". Um einer geregelten und einheitlichen Veröffentlichung von Berichten und anderen Bekanntmachungen im Interesse der freien Schachbewegung Rechnung zu tragen, wurde der Schachfreund G. Kuzella, Krol. Huta, ul. 3-go Maja 6 beauftragt, diese Spalte vorübergehend zu leiten. Es handelt sich um alle Veröffentlichungen unter dem Titel „Freier-Schachbund", die nunmehr einen amtlichen Charakter tragen werden. Die Ortsgruppen werden gebeten, das zur Veröffentlichung bestimmte Material zuvor an Schachfreund Kuzella zu senden, da andernfalls die Einrückung in die Schachspalte nicht mehr erfolgen wird. **Der Bundesvorstand.**

2. Traditionsspiel Deutsch- gegen Polnisch-Oberschlesien.

Anläßlich des über die Osterfeiertage stattfindenden Internationalen Schachtreffens in Beuthen OS., wurde das diesmal nach Deutsch-Oberschlesien fallende Traditionsspiel mit diesem Treffen zusammengelegt. Wie noch bekannt sein dürfte, konnte das im Vorjahr in Königshütte ausgetragene Spiel, von unseren Vertretern überzeugend gewonnen werden. Daß diesmal die Deutsch-Oberschlesier ihren ganzen Ehrgeiz und ihre ganze Energie hergeben werden, um ihre vorjährige Schlappe wettzumachen, braucht nicht betont zu werden. Inwieweit das Können unserer Vertreter demgegenüber standhalten wird, wird der Ostersonntag zeigen. Feststellen wollen wir nur heute, daß wir in unsere Mannschaft, die sich aus 10 der besten, dem Bunde zur Verfügung stehenden, Spieler zusammensetzt, das größte Vertrauen und die besten Hoffnungen setzen.

Eine besondere Note erhält das diesjährige Treffen noch dadurch, daß eine schlesische und eine österreichische Mannschaft, in zweckmäßiger Paarung, an den Kämpfen teilnehmen werden. Somit werden unsere Spitzenspieler gleichzeitig Gelegenheit haben, neben den Deutsch-Oberschlesiern, renommierte Vertreter des Arbeiterschachs aus dem übrigen Schlesien und besonders aus Oesterreich kennen zu lernen. Auf das Abschneiden unserer Repräsentanten bei diesen Spielen kann man ebenso gespannt sein, wie auf das Ergebnis mit Deutsch-Oberschlesien.

Während nun am 1. Feiertag und am Vormittag des 2. Feiertages diese Mannschaftsspiele zum Austrag kommen, steigt am Nachmittag das Massenspiel Deutsch- gegen Polnisch-Oberschlesien an 50 Brettern. Bei diesem Spiel wird sich nun der gute Durchschnitt von hüben und drüben ein Stelldichein geben. Hierbei dürften wohl die Deutsch-Oberschlesier, auf Grund ihrer besseren Spielpraxis, die Siegreichen bleiben. Trotzdem erwarten wir aber von jedem einzelnen, daß er auch hier seinen Mann stellt und unsere Bewegung würdevoll vertreten wird.

So werden die Osterfeiertage dem Beuthener Volkshaus, wo das Treffen stattfindet, einen Massenbesuch von Schachinteressenten bringen, die mit Aufmerksamkeit die Partien verfolgen werden. Die Arbeiterschachler Deutsch- wie Polnisch-Schlesien werden durch diese großangelegte Veranstaltung beweisen, daß sie aktiv an der Bildungsarbeit und somit an der geistigen Höherstellung des Proletariats arbeiten. G. K.

Bundesmannschaftsturnier 1932.

Da in dem Abschlußbericht ein Formfehler unterlaufen ist, bringen wir nachstehend eine Uebersicht, die über Gewinn- und Verlustpunkte der einzelnen Ortsgruppen genauen Aufschluß gibt

Nr.	Ort	1.	2.	3.	4.	5.	6.	Ergebnis Gewinn	Ergebnis Verlust
1.	Bismarckhütte	—	1	5½	3½	3	3	16	14
2.	Ruda	5	—	6	1½	4½	½	17½	12½
3.	Eichenau	½	0	—	0	0	0	½	29½
4.	Kattowitz	2½	4½	6	—	2	3	18	12
5.	Laurahütte	3	1½	6	4	—	3½	18	12
6.	Königshütte	3	5½	6	3	2½	—	20	10

Die Zahlen geben jeweils die gewonnenen Partien an.

Königshütte. Nachdem das Preisturnier soweit gediehen ist, daß nur noch ganz wenige Partien ausstehen, findet am Freitag, den 1. April, abends 7½ Uhr im Vereinszimmer des Volkshauses, die Verteilung der Preise statt. Anschließend daran steigt ein Vorgabespiel der A-Klasse gegen die B-Klasse.

Dreiländer Schach-Fernkampf Deutschland — England — Oesterreich.

Am 1. April beginnt eine internationale Schachveranstaltung, an der erstmalig englische Arbeiterschachspieler mitwirken. Das ist der erste international sichtbare Ausdruck der in England begonnenen Entwicklung des Arbeiterschachspieles. Die Ländermannschaften sind je 6 Spieler stark, die nach Spielbrettern geordnet gegen die gleichen Brettnummern untereinander spielen. Die Dauer der Wettkämpfe dürfte 1½—2 Jahre betragen. Veranstalter und Leiter der Kämpfe ist der Fachausschuß für Schach der Sozialistischen Arbeitersportinternationale. Der hohe Wert der Wettkämpfe ist von zweifacher Bedeutung. Erstens wird es große Leistungen am Brett geben, da sich die besten internationalen Korrespondenzspieler gegenüber stehen und zweitens muß doch eine auf so lange Zeit hergestellte persönliche Verbindung unter ausländischen Kameraden für die gegenseitige Annäherung und Verständigung von allergrößtem Nutzen sein.



Gedankentraining „Tee bei Neureichs"



Fällt Ihnen im Salon des Herrn Neureich etwas Besonderes auf?

Auflösung des Kreuzworträtsels

Senkrecht: 1. Heer, 2. Odessa, 3. du, 4. Ur, 5. Rogate, 7. Mode, 8. Alaun, 10. Motor, 11. Eros, 14. Aeroplan, 15. Andersen, 20. Ade, 25. Plan, 24. flau, 25. Ural, 26. Schnee (ch), 27. lau, 28. Be, 29. Nu. — Waagerecht: 2. Odeur, 6. Duero, 7. Maus, 9. Amme, 12. Pol, 13. Salat, 16. Ort, 17. Danae, 18. Netto, 19. Rad, 21. Os, 22. Od, 23. per, 24. Fluß, 27. Laren, 28. Bananen, 30. Leu, 31. euch.

Schriftleitung Johann Kowoll; für den gesamten Inhalt und Inserate verantwortlich: Theodor Raiwa, Mała Dąbrówka. Verlag und Druck „VITA", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, ul. Kościuszki 29.

Sport an den Feiertagen

Die Osterfeiertage bringen eine große Masse Handball- sowie Fußballsport. Wie zahlreich die oberschlesischen Arbeitersportvereine, hauptsächlich Fußball betreibend sind, daß kann man am besten aus den Feiertagsspielen ersehen.

R. K. S. Hohenlohehütte — Freie Turner Kattowitz.

Am 2. Feiertag steigen am Domber Sportplatz folgende Handballspiele. Die letzte Begegnung endete unentschieden (2:2). Wie es diesmal ausfallen wird, ist nicht leicht vorauszusagen, zumal beide Mannschaften über sehr gute Kräfte verfügen und bestimmt in ihrer stärksten Aufstellung antreten werden. Spielbeginn um 9 Uhr vormittags. Die 2. Mannschaften spielen um 10 Uhr vormittags.

Stla Gieschewald — Wacker Hindenburg.

Die Gieschewalder weilen in Hindenburg und werden sich anstrengen müssen, um nicht eine Niederlage hinzunehmen. Die Handballmannschaft trägt gleichfalls gegen Wacker ein Spiel aus. Hier dagegen dürfte es einen einwandsfreien Sieg für Gieschewald geben.

Ruch Ruda — Fichte Gleiwitz.

Ruch gastiert an beiden Feiertagen in Deutschoberschlesien und müßte ganz gute Ergebnisse erzielen. Am 1. Feiertag ist Fichte der Gegner und am 2. Feiertag, muß Ruch gegen Ost-Gleiwitz antreten.

1. Feiertag.

R. K. S. Lipine — Stern Schomberg.

Obige Mannschaften tragen am 1. Feiertag, auf dem Naprzodplatz in Lipine, um 15 Uhr ein Freundschaftsspiel aus. Die Lipiner wollen versuchen die erlittene Niederlage wieder wettzumachen, ob ihnen das gelingen wird, ist aber noch fraglich. Vorher spielen die 2. Mannschaften obiger Vereine.

Pogon Kattowitz — Diana Kattowitz.

Nach ziemlich langer Spielaussetzung stehen sich im Freundschaftstreffen, obige Gegner um 3 Uhr nachmittags gegenüber.

Amatorski Königshütte — 03 Ratibor.

In letzter Minute wurde dieses Spiel nach Königshütte verlegt. Die Gäste sind eine Mannschaft von großem Format, was sie am besten in den Meisterschaftsspielen bewiesen haben. Amatorski hat aber die Krise wieder scheinbar überstanden und wird bestimmt Ratibor sein letztes hergeben, um einen Sieg zu erzielen. Spielbeginn 15,30 Uhr.

Slovian-20 Bogutschütz komb. — Wawel Krakau.

Slovian hat sich mit den Bogutschützern zusammen getan, um der Krakauer Militärmannschaft keinen leichten Gegner vorzusetzen. Sollten sich die Kombinierten zusammenfinden, da kann es sehr leicht einen Sieg geben. Das Spiel beginnt um 13,30 Uhr.

Antonienhütte — Stadion Königshütte.

Sportfreunde Rybnik — 20 Rybnik.

Rozwoj Kattowitz — Rosdzin-Schoppinitz.

Slavia Ruda — Czarni Chropaczow.

K. S. Bittkow — 07 Laurahütte.

2. Feiertag.

Naprzod Lipine — 06 Zalenze.

Die Begegnung des oberschlesischen Meisters Naprzod mit 06 Zalenze, wird bestimmt eine große Zuschauermenge auf die Beine bringen, die bestimmt ein interessantes Spiel, um 3 Uhr nachmittags zu sehen bekommen wird.

Ruch Bismarckhütte — Amatorski Königshütte.

Hier stehen sich zwei alte Rivalen gegenüber. Nach einem schönen Spiel, wird wohl Ruch Sieger. Spielbeginn 15,30 Uhr

1. F. C. Kattowitz — 03 Ratibor.

Die Ratiborer werden sich mächtig strecken müssen, um gegen den Klub ehrenvoll abzuschneiden. Das Spiel steigt um 15,30 Uhr auf dem Kolejowyplatz.

Versammlungskalender

Wochenplan der D. S. J. P. Katowice.

Sonntag: Heimabend.

Wochenprogramm der D. S. J. P. Königshütte.

Sonnabend, den 26. März: Ernster Abend.

D. S. J. P. Myslowitz.

Dienstag, den 29. März: Musikprobe.

Donnerstag, den 31. März: Gesellschaftsspiele und Vorstandssitzung.

Die Zusammenkünfte fangen pünktlich um 6,30 Uhr abends an.

Kattowitz. (Freie Turner.) Am Sonnabend, den 26. März 1932, abends 8 Uhr, findet unser Mannschaftsabend statt. Handballfreunde sind willkommen.

Königshütte. (Arbeiter-Radfahrer-Verein „Solidarität".) Unser Verein veranstaltet am Sonntag, den 3. April d. Js., abends 7 Uhr im großen Saal des Volkshauses Krol.-Huta ein Frühjahrs-Vergnügen. Um gefällige Unterstützung der Kulturvereine und Gewerkschaften wird gebeten. Die Preise sind der Zeit entsprechend gehalten.

Königshütte. (Freie Radfahrer.) Die Uebungsstunden finden im Volkshaus Krol.-Huta an folgenden Tagen statt: Donnerstag, den 31. März, von 6 bis 8 Uhr abends. Wir bitten um eine recht rege Beteiligung.

Bismarckhütte. (Esperanto.) Am 29. d. Mts. wird wieder mit einem neuen Anfängerkursus begonnen. Interessenten, die an einem Kursus, zur Erlernung von Esperanto, teilnehmen wollen, werden ersucht, am 22. d. Mts. im Lokal des Herrn Brzezina, zwecks Aufnahme, zu erscheinen.

Siemianowitz. (Freie Sänger.) Heute, Sonnabend um 8 Uhr abends, Vorstandssitzung.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Königshütte. Am Mittwoch den 30. März, findet im Büfettzimmer ein Vortrag statt. Als Thema ist „Arbeit und Wissenschaft". Referent: Gen. P. Sowa-Schwientochlowitz. Beginn pünktlich um 7 Uhr.

Vermischte Nachrichten

Kalte und warme Ostern.

In der Geschichte der Wetterbeobachtung ragen einige Ostern mit besonders kalter oder warmer Witterung hervor, und es sind nicht immer frühe Ostern, die kaltes, und späte Ostern, die warmes Wetter brachten. Das kälteste Osterfest war in den letzten hundert Jahren das vom Jahre 1837. Obgleich es auf einen mittleren Termin fiel, auf den 9. und 10. April, herrschte zu Ostern richtige Winterkälte. Vor allem kamen an diesen Ostertagen noch gewaltige Schneemassen herunter. Das Osterfest des Jahres 1853, das damals auf den 27. und 28. März fiel, brachte zwar nicht so große Schneemassen wie im Jahre 1837, dafür war aber die Kälte um so größer. Am Ostersonntag 1853 wurden in Berlin 13 Grad und in Ostpreußen sogar 15 Grad Kälte ermittelt. Das wärmste Ostern seit mehr als hundert Jahren war in Deutschland das vom Jahre 1906. Es brachte Temperaturen, die geradezu als hochsommerliche bezeichnet werden mußten. Sehr warmes Wetter herrschte auch am Osterfest des Jahres 1916.

Die Anekdote mit dem Haken.

Als ich mich auf die Jagd begab nach juristischen Anekdoten, stieß ich auf eine, die mir schon gefiel:

In einem südamerikanischen Gefängnis saß ein zum Tode verurteilter Mörder und empfing noch einmal seinen besten Freund. Der Freund verhieß ihm, allein durch einen Willensakt des Staatspräsidenten könnte die Begnadigung erreicht werden. Als dies der Mörder hörte, bemächtigte sich seiner eine unbändige Freude. Ohne zu wissen, wie der Staatspräsident zu erreichen war, fing er im Vorgefühl der Freude zu brüllen an: „Hallo! Herr Präsident! Darf ich untertänigst um Begnadigung bitten!" „Bewilligt!" dröhnte die Stimme des Staatspräsidenten aus der Nachbarzelle.

Mit dieser Anekdote hatte es allerdings einen Haken. Sie war von einem mir verhaßten Journalisten bereits verarztet worden und stand in mehreren Blättern. Gern hätte ich sie meiner Sammlung einverleibt. Aber um keinen Preis wollte ich in den Augen ausgerechnet dieses Herrn als Plagiator erscheinen. „Wie läßt sich das vermeiden?" fragte ich einen Rechtsanwalt. — „Das kann ich Ihnen ganz genau sagen", erwiderte der Rechtskundige. „Mit dem Urheberrecht bei Anekdoten ist das ziemlich einfach. Um welche handelt es sich, wenn ich fragen darf?"

Ich erzählte sie ihm. Worauf er sie mir Wort für Wort wiederholte und also sprach: „So, wenn Ihr Kollege jetzt was will, dann haben Sie sie einfach von mir."

Die Osterzensur.

„Vati, hier ist meine Osterzensur." „Hm, hm, ganz schön". „Vati!" „Was willst du denn schon wieder?" „Du hast mir doch eine Mark versprochen, wenn ich eine gute Osterzensur nach Hause bringe." „Na ja, hier hast du die Mark, aber merke dir in Zukunft: ich wünsche nicht, daß du dich überarbeitest!"



Bei Windstärke 12

„Nein, danke, Herr Ober — werfen Sie es doch, bitte, lieber gleich ins Meer!" (Life.)